Biogr. 3073 F
Wallner



Rückblicke.

Rückblicke

auf meine

theatralische Laufbahn

und meine

Erlebnisse

an und ausser der Bühne

von

Franz Wallner.

Berlin.
Verlag von Louis Gerschel.
1864.

Div 1847

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seiner Hoheit

Ernst II.,

Herzoge zu Sachsen-Coburg-Gotha,

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom Verfasser.

Inhalt.

Vorrede.

Nach fünfzig Jahren eines viel bewegten, erfahrungsreichen Lebens finde ich nicht ein Blatt, nicht eine Notiz, nicht eine Affiche, als Anhaltspunkt zur Aufzeichnung meiner Erinnerungen. Es ist dies ein Leichtsinn, vor welchem unsere jüngere Generation nicht genug zu warnen ist. Wie wüst und wirr schwimmen, ohne solche Anhaltspunkte, in dem Rest der uns zugemessenen Jahre die Rückblicke durcheinander! Vielleicht gelingt es mir, einzelne kleine Bilder aus diesem Kaleidoskop festzuhalten und zu sondern; der Versuch dazu scheint mir wenigstens der Mühe zu lohnen. Freilich ruhen die Originale meiner kleinen Federzeichnungen größtentheils auf den Kirchhöfen unserer deutschen Vaterländer und unter dem kühlen Rasen von Père Lachaise in Frieden von ihren Lebenskämpfen aus; allein

so mancher kleine charakteristische Zug berühmter und uns lieb gewordener Persönlichkeiten, so manche heitere oder dunkle Seite aus dem Schicksalsbuche meiner Zeitgenossen verdiente wohl als Beispiel oder Warnung der Vergessenheit entrissen zu werden. Von je her nicht mit dem glücklichsten Zahlengedächtniß begabt, würde es mir unmöglich sein, eine chronologische Ordnung bei meinen Plaudereien festzuhalten, ich will dem Leser erzählen von früheren Tagen, von kleinen pikanten Vorfällen, mit einem Wort ich will versuchen, ihn von Dingen und Personen zu unterhalten, die eine öffentliche Bedeutung hatten. Weiter haben diese Zeilen keinen Zweck.

Berlin, den 18. Oktober 1863.

Franz Wallner.

I.

Aus meinem Theaterleben.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Originale.

Französische Blätter bringen eben die Nachricht, daß die Schauspielerin Marquise Esther de Bognar in Paris im tiefsten Elend gestorben sei. Ihr Vater war ein berühmter Divisions-General der französischen Armee, und sie selbst spielte eine ziemliche Weile als Schauspielerin in St. Petersburg die Rolle der ersten Löwin der vornehmen Welt. Von der unermeßlichen Verschwendungssucht dieser Person kann sich nur ein Augenzeuge einen annähernden Begriff machen. Die eleganteste Wohnung, die schönsten Equipagen, die reichste Toilette, das reizendst gelegene Landhaus waren Dinge, die sie von ihren jeweiligen Verehrern als selbstverständlich forderte; mit Schilderungen der von ihr arrangirten Feste füllten die Pariser Journale ganze Spalten. So z. B. sollen einmal die Kirschen eines Diners im Winter, wo das Stück dieser Frucht einen Rubel kostete, mit 20,000, schreibe zwanzig tausend Franks, bezahlt worden sein. Die Wände des Speisesaals waren mit künstlichen Kirschbäumen geziert, an welchen die kostbarsten Früchte hingen. Zu einer Geburtstagsfête ließ sie einen Feuerwerker von Wien

kommen und sandte einen Courier zum Einkauf des Desserts nach Marseille. Selbst in dem verschwenderischen Petersburg machte die Verschwenderin Aufsehen. Als Schauspielerin war sie mittelmäßig, sie hatte nur das Talent der verschleierten Frechheit und verstand ihre prachtvollen schwarzen Augen — das Einzige, was nebst einem üppigen Wuchs wirklich schön an ihr war — meisterhaft zu gebrauchen. Die böse Welt behauptete, daß selbst die höchstgestellte Person des Czarenreichs eine Zeit lang in ihren Netzen gezappelt habe. Der ehemalige preußische Hofschauspieler, jetzige Hofrath Louis Schneider, der als Gast im Jahre 1847 an den kaiserlichen Hof geladen und vom Kaiser Nicolaus ersucht wurde, sein frisches Talent auf dem Privattheater des Czars in Peterhof glänzen zu lassen, spielte dort den Kurmärker, die Esther die Picarde in dem bekannten Genrebild von L. Schneider. — Die Auktion der Effekten der Circe dauerte einen halben Monat, brachte enorme Summen ein, und dennoch konnte dieselbe bei ihrem gezwungenen Abgang — ich werde diese Katastrophe sogleich erzählen — nicht ihre sämmtlichen Gläubiger befriedigen. Sie starb im tiefsten Elend! Walten der Nemesis!

Im Jahre 1848 bewohnte diese Esther ein prachtvolles Landhaus in der Umgegend von Petersburg. Ihr zeitweiliger Courmacher, ein millionenreicher Branntweinpächter, war in Deutschland und suchte Erleichte-

rung im Bade und an der Spielbank in Baden-Baden. Während der Zeit lebte die französische Strohwittwe aus dem dreizehnten Arrondissement auf dem größten Fuß. Neben ihr wohnte in einem bescheidenen Häuschen mit seiner alten Mutter, deren einzige Stütze er war, ein blutjunger, bildhübscher Landsmann, Monsieur Jules, der erst seit Kurzem als Maschinist am kaiserlichen Theater angestellt war. Fräulein Esther hielt den gänzlich unverdorbenen und liebenswürdigen Jüngling für interessant genug, um eine kleine, vorübergehende „Idylle“ mit ihm in Scene zu setzen, die der arme Künstler leider so ernst nahm, daß er sich zum Rasendwerden in die schlaue Kokette verliebte. Sie versprach auf sein Andringen, sie wolle sein Weib werden, sobald es die Umstände nur gestatteten. Der Sommer verging dem Liebenden wie ein schöner Traum, und als die Blätter welk zu werden begannen, ahnte Jules nicht, daß auch sein Liebesfrühling blüthenlos geworden. Die Saison der Datschken (Landhäuser) war vorbei, die Esther bezog ihre elegante Wohnung auf der Newsky-Perspective wieder, und als ihr „Bräutigam“ Jules sie eines Tages dort besuchen wollte, überreichte ihm der Diener ein Billet, worin sie ihm für die frohen mit ihm verlebten Stunden dankte, aber auch zugleich anzeigte, daß die Kinderei zwischen ihnen ein Ende nehmen müsse, indem ihr Geliebter, von dem ihre ganze Existenz abhinge, zurückgekehrt sei. Von

einer Heirath und derlei poetischen Schwärmereien könne keine Rede sein, da ihre beiderseitige Gage nicht hinreiche, um ihre Putzmacherin zu bezahlen.

Der arme Junge lud sich ein Pistol und schoß sich an der Schwelle der Treulosen eine Kugel vor den Kopf. Auf den Knall eilte die Herrin des Hauses herbei und machte dem noch Athmenden die bittersten Vorwürfe, „daß er sich nicht einen andern Platz für seinen dummen Streich ausgesucht habe“.

Die Mitglieder des französischen Theaters erklärten ihrem obersten Chef, dem Fürst Wolkonsky, in corpore, daß keiner von ihnen mit der Esther wieder die Bühne betreten würde. Sie empfing mit lachendem Munde ihre Entlassung und ging nach Paris, wo sie vom Schauplatz abtrat und verschollen schien, bis vor Kurzem die dortigen Journale ihren Tod im tiefsten Elend meldeten. Ob ihr an ihrem Sterbelager wohl das blutige Haupt des armen Jules erschienen ist? Gewiß, denn es giebt eine Nemesis.

Es ist eine Reihe von Jahren her, als mich in Hamburg bei einem Spaziergange auf dem Jungfernstieg ein alter Herr einholte, der sich mir, nach Bejahung der Frage, ob ich der Schauspieler Wallner sei, als Graf Carl Hahn vorstellte. Schon längst war ich begierig, dieses merkwürdigste aller Theater-

Originale kennen zu lernen, und nun lief er mir von selbst in die Hände. Einen schöneren alten Mann, als Graf Hahn war, konnte man sich nicht denken: prachtvolles blüthenweißes Haar, elegant geordnet, deckte einen wahren Jupiterkopf; die sichere cavaliermäßige Haltung legte Zeugniß ab, daß der Mann seine Jugend in der besten Gesellschaft und am Hofe des prachtliebenden Schwedenkönigs Gustav III., dessen Leibpage er war, zugebracht hatte. Dort war er auch Augenzeuge der blutigen Katastrophe (1792), die er in der Oper „Der Maskenball" genau nach seiner Erinnerung, bis auf die Rosa-Wachskerzen, die im Saale brannten, in Scene setzte, und zwar auf dem unter seiner Direktion stehenden Theater in — St. Pauli auf dem Hamburger Berg. Dieses Faktum charakterisirt die ganze Richtung der Theaterleidenschaft des guten Grafen, der seinem Steckenpferd ein immenses Vermögen geopfert, ohne das geringste künstlerische Resultat zu erzielen. Mit richtigem Verständniß und am rechten Orte angewendet, hätten die Bestrebungen des reichen Theaterenthusiasten in der Theatergeschichte Epoche machen und von dauernder Nachwirkung sein können, während er auf seinem mit einem ungeheuren Kostenaufwande erbauten Schloßtheater in Remplin berühmte Schauspieler*) für eine Gastrolle mit einer

*) z. B. Iffland.

silbernen Rüstung und einer vierspännigen Prachtequipage beschenkte, sein enormes Vermögen als Theaterdirektor in Altona, Lübeck, St. Pauli, Lauchstädt, Altenburg, Gera, Chemnitz, Rudolstadt &c. vergeudete, und seine künstlerische Wirksamkeit auf die mittelmäßige Darstellung einiger Rollen, auf die Angabe prunkvoller, am unrechten Orte angewendeter Ausstattungen, auf das Schminken der Statisten, auf Blitzen und Donnern, gelegentliches Souffliren, und auf das Anführen der Comparsen bei Zügen beschränkte.

Es thut mir leid, über den alten seligen Herrn, welchen sonst die vortrefflichsten Eigenschaften auszeichneten, ein so hartes Urtheil fällen zu müssen, an welchem auch seine vertraulichen Mittheilungen bei unserem ersten Zusammentreffen nichts ändern konnten. Doch hatte ich, wie gesagt, meine aufrichtigste Freude, den originellsten Mann der deutschen Theaterwelt kennen zu lernen, und bat ihn, Mittags als mein Gast bei mir vorlieb zu nehmen. Mein Entgegenkommen schien dem alten Herrn wohlzuthun, er nahm die herzliche Einladung eben so freundlich an und erschien Mittags in Streits Hôtel, in seiner prächtigen Haltung, geschmückt mit Stern und Ordensband, eine wahrhaft noble Erscheinung. In seiner Offenheit machte er auch kein Hehl daraus, daß es ihm in Altona, wo er als Regisseur „ohne Gehalt" fungirte — Regisseur „par honneur" wie er sich ausdrückte —

sehr schlecht ginge, daß seine reichen Verwandten ihn auf das Allernöthigste beschränkt hätten, um ihn von seiner Theatersucht zu heilen, daß ihnen dies aber nicht gelingen werde, da er auf der Bühne zu sterben wünsche.

Als ich ihm einige Tage später einen Gegenbesuch in seiner Wohnung abstattete, fand ich den an die Wechselfälle des fürstlichen Luxus und der bittersten Armuth Gewöhnten in einer Lage und einer Umgebung, die, an das niedrigste Proletariat erinnernd, mir um so mehr durch die Seele schnitt, als Graf Hahn auch nicht im Geringsten davon berührt schien.

Er liebte es, von seinen Kreuz- und Querfahrten zu erzählen, wobei er nicht selten die ergötzlichsten Anekdoten einzuflechten und mit frischem Humor vorzutragen verstand. Merkwürdiger Weise hatte der sonst so feinfühlende Cavalier keine Idee davon, welch' eine traurige Rolle er als die Hauptperson dieser komischen Erlebnisse spielte. So z. B. hatte er in St. Pauli die Jungfrau von Orleans mit einem Glanze ausgestattet, welcher das berühmte Hamburger Stadttheater weit hinter sich ließ. Er selbst wollte, in eine silberne Rüstung gehüllt, den Krönungszug anführen, zu welchem er eine Anzahl der prachtvollsten Costüme hatte machen lassen. Um dem Publikum die möglichste Illusion zu bereiten, sollte der Zug aus dem Hintergrunde der Bühne eintreten, und war derselbe 200

Mann hoch, auf der Straße vor dem an der Rückseite des Theaters liegenden Eingangsthor postirt. Graf Hahn schärfte Allen auf's Genaueste ein, beim Beginn des Krönungsmarsches ihm mit feierlichen Schritten zu folgen. Alles war trefflich einstudirt und versprach den gewaltigsten Eindruck auf die zahlreich versammelten Zuschauer zu machen. Die Musik beginnt, und der „Erblandmarschall von Mecklenburg-Schwerin" setzt sich an der Spitze des Zuges in Bewegung. Am Soufleurkasten angelangt empfängt den Grafen statt des erwarteten Applauses ein schallendes Gelächter, verdutzt sieht er sich nach der Ursache desselben um und bemerkt mit Schrecken, daß der ganze Krönungszug vor der Thür auf der Straße stehen geblieben, und er ganz allein in seinem glänzenden Harnisch den Festzug gebildet hatte, ohne zu bemerken, daß ihm Niemand folge.

Ein ander Mal gab er in Altona „Menschenhaß und Reue", sein Lieblingsstück, und kündigte auf der Affiche an, daß Jeder mit seinem Billet an der Casse ein unentgeltliches Loos erhalten werde, und der glückliche Gewinner des Treffers, der nach der Vorstellung gezogen würde, „einen eben so schönen als nützlichen Gegenstand erhalte, der ihm sogleich ausgeliefert wird."

Das Haus war voll, und als Meinau mit Eulalia seine thränenreiche Versöhnung geschlossen, begann die

Ziehung, in welcher die Nummer 190 dem glücklichen Besitzer derselben entgegen leuchtete.

In schwarzem Frack und in würdevoller Haltung, mit seinem reichen Ordensschmuck angethan, erschien der Graf, an einem blauseidenen Bande ein schneeweißes Lämmchen führend.

„Wer von den Herrschaften hat das Loos Nummer 190 im Besitz?"

„Ich", rief eine donnernde Stimme aus dem ersten Logenrang.

„Darf ich um die Ehre Ihres Namens bitten?" schrie Graf Hahn hinauf.

„Ich bin der Justizrath Engel," brüllt es wieder zurück.

Graf Hahn verbeugte sich: „Herr Justizrath, Sie erhalten als glücklicher Gewinner dieses reizende Lämmchen hier, das Bild der Unschuld und Kindlichkeit. Ich bitte Sie, auf die Bühne zu kommen und Ihren Gewinn vor den Augen des Publikums in Empfang zu nehmen."

„Den Deubel werd ich Ihnen thun!" schrie der Justizrath. „Schicken Sie es mir doch in mein Haus."

„Bedaure", entgegnete Graf Hahn achselzuckend, „es ist aber ausdrückliche Bedingung, daß der Gewinner hier vor den Augen des Publikums seinen Gewinn empfängt."

„Nun, so behalten Sie das Lamm und lassen Sie es sich braten!"

„Ich werde Ihren Rath befolgen", erwiderte ganz ernsthaft der Graf, „aber das Fell werde ich Ihnen zusenden."

Eine recht ergötzliche Anekdote entnehme ich den sehr frisch geschriebenen „Charakterzügen aus dem Leben des Grafen Hahn-Neuhaus," welche den Schauspieler Mayer in Hamburg zum Verfasser haben.

Es war eine Eigenheit des Grafen, daß die jämmerlichste Ausstattung, wie sie bei wandernden Truppen an der Tagesordnung ist, seine Illusion nicht im Mindesten störte; bei seinem eigenen Theater verwendete er darauf aber immer die größeste Sorgfalt und scheute keine Unkosten, in dieser Hinsicht das Möglichste zu leisten; je theurer ihm die Geschichte zu stehen kam, um so vergnügter war er.

Sein Unstern wollte es aber, daß seine sinnreichsten und kostspieligsten Arrangements nicht selten total mißglückten, und Lauchstädt war Zeuge eines höchst drolligen Quidproquos in dieser Art. Graf Hahn hatte nämlich das Wiener Schauer- und Spectakel-Melodram „Ein Uhr" (mit einer vortrefflichen Musik von Freiherrn von Lanoy) einstudiren lassen. Der Held dieses Dramas ist ein taubstummer Knabe, der von einem bösen Ritter einer Waldhexe geopfert werden soll, sich aber dadurch rettet, daß er den Stundenzeiger

einer kolossalen Wanduhr im entscheidenden Augenblick auf Eins stellt: sowie der Stundenschlag ertönt, holt den bösen Ritter der leidige Satan, die Uhr aber verwandelt sich in einen Thron, auf welchem der taubstumme Oskar als rechtmäßiger Herzog sitzt.

Der von dem Grafen aus Leipzig entführte Maler hatte alle Kunst aufbieten müssen, Uhr und Thron so prachtvoll wie möglich zu malen, auch die Mechanik ließ nichts zu wünschen übrig. Auf der Probe aber bemerkte der Graf: „Alles recht hübsch, mein Lieber, aber Sie haben da auch ein Zifferblatt gemalt, das ist mir nicht recht! ich hab' es mir anders gedacht." —

„Wie denn, Erlaucht?"

„Sie wissen, ich habe eine große, ausgezeichnet schöne Schlaguhr, ein kostbares Werk, es ist ein altes Erbstück aus Neuhaus, mit einem wundervollen Ton; auch will ich, daß man den ganzen Akt hindurch den Pendelschlag hört, das macht sich recht schauerlich während der Pause, die der Hauptscene vorhergeht; lassen Sie also Ihr gemaltes Zifferblatt herausschneiden, wir befestigen dann in der Oeffnung das wirkliche Werk."

Der Maler kannte seinen Grafen zu gut, um nur einen Versuch zu machen, ihn von seiner Idee abzubringen. Das gemalte Zifferblatt wurde herausgeschnitten, das kostbare alte Erbstück geholt und von dem Theatermeister geschickt in den Ausschnitt befestigt,

so zwar, daß es schnell wieder fortgenommen werden konnte, wenn die Verwandlung vor sich gehen sollte.

Und jetzt wurde probirt, der Graf erklärte dem Fräulein Hanstein, welche den Oskar spielte, den Mechanismus des Werkes, zeigte ihr, wie sie den Zeiger von 11 schnell auf 1 Uhr rücken müsse, so wie den Repetirknopf; wenigstens ein Dutzend Mal ließ er sie die Sache machen, und immer ging Alles ganz vortrefflich. Der Graf war außer sich vor Vergnügen und sprach fast den ganzen Tag von Nichts als von dem Effekt, welchen die Uhr am Abend machen werde.

Die Vorstellung ging denn auch am Abend sehr präcise und fand reichlichen Beifall bei dem zahlreich versammelten Publikum. Fräulein Hanstein spielte ihren stummen Knaben sehr brav und sah reizend aus. So kam der fünfte Akt heran, der Graf selbst war bei dem Aufstellen der Uhr mit behülflich, ließ das Wegnehmen und die Verwandlung nochmals probiren und, da Alles tadellos ging, den letzten Akt in Gottes Namen beginnen, er selber postirte sich hinter der Coulisse, vor welcher die Uhr stand. — Auch der letzte Akt ging wie am Schnürchen.

Jetzt kam die große Pause, man hörte das „Tiktak" des Pendels deutlich, und jetzt ertönte die Stimme der Waldhexe: „Mein Mahl, mein Mahl!" Gleich darauf stürzt Oskar, von dem bösen Ritter mit hochgeschwungenem Dolche verfolgt, in die Halle. Die

Scene wurde sehr effectvoll gespielt, und das Publikum applaudirte aus Leibeskräften.

Jetzt kommt der entscheidende Moment, Oskar soll an der Uhr emporklimmen und den Zeiger auf Eins stellen.

Die kleine Hanstein war das anmuthigste, graziöseste, junge Mädchen, aber durchaus keine Turnkünstlerin, und schon auf der Probe hatte sie das Erklimmen des wenigstens 6 Fuß hohen Riesen, der, wie der Atlas die Weltkugel, die Uhr auf seinen Schultern trug, für eine „saure Arbeit" erklärt. Jetzt, wo Alles blitzschnell gehen sollte, fehlte wenig und die ganze Kletterei wäre mißglückt, doch gelangte sie endlich so hoch, daß sie zur Noth den Zeiger mit ausgestrecktem Arm erreichen konnte, rasch hob sie ihn vorwärts und verschwand hinter der Uhr.

Laut und durch das ganze Haus gellend ertönte der Schlag „Eins!"

Der Graf war außer sich vor Entzücken.

„Ein Uhr!" schreit das Waldweib, — „Du bist der Hölle verfallen!"

Da schlägt es wieder.

„Herr Gott!" ruft der Graf, „was ist das?" Und wieder schlägt es.

Der Graf, außer sich, stürzt aus der Coulisse hinter die Uhr. „Satan! Verfluchter! willst Du wohl gleich schweigen!" — und er reißt das immerfort schla-

gende Werk (denn die kleine Hanstein hat in der Eile den Zeiger auf 12 gestellt) herab und schleuderte es wüthend zu Boden, daß es in hundert Stücke zerbricht.

„Ein Uhr" wurde in Lauchstädt nicht wieder gegeben.

Im Jahre 1857 starb Graf Hahn in Altona, wo ein Schlagfluß seinem bewegten Leben ein schnelles Ende machte. Ein scheinbar unerschöpfliches, mehr als fürstliches Vermögen und eine glänzende hohe Stellung im Leben hatte der Mann geopfert, alle Misère der kleinen Wanderbühnen durchgemacht, mit Noth und Elend, ja mit Hunger, in des Wortes verwegenster Bedeutung, hatte er gekämpft, um seiner Theaterleidenschaft zu fröhnen, und doch haben alle diese enormen Opfer der deutschen Bühne nicht eines Schillings Werth Nutzen gebracht, und seinem Andenken nichts gesichert, als den unantastbaren Ruf eines originellen Sonderlings.

Ein ernster Komiker.

Am 13. Mai 1820 waren die Räume des alten Leopoldstädter Theaters Zeugen eines damals unerhörten Theaterscandals. Ferdinand Raimund, der verwöhnteste Liebling des Publikums, der originelle Schöpfer

der Bäuerle'schen Possenfiguren, wurde bei seinem Erscheinen an jenem Abend ausgepfiffen, daß die Wände zitterten! — Der Grund, warum das vielköpfige Ungeheuer Publikum die Schale seines entfesselten Grimmes über das Haupt des gefeierten Komikers ausgoß, war wohl der seltsamste, aus welchem je ein Schauspieler sich das Mißfallen des Auditoriums zuzog. Raimund hatte nicht heirathen wollen! Darum wurde er ausgepfiffen. So seltsam das klingen mag, so buchstäblich wahr ist das ganze Ereigniß.

Als Bräutigam einer blendend schönen Schauspielerin, Louise Gleich, der Tochter eines beliebten Lokalschriftstellers, erfuhr Raimund kurz vor der Hochzeit Dinge aus dem Vorleben seiner Braut, es wurden ihm Beweise über Thatsachen vorgelegt, die auch eine kaltblütigere Natur als die Raimund's erschüttert hätten. Und doch war der folgende Morgen zur Trauung bestimmt; nach derselben aber sollte eine zahllose Festversammlung das frohe Ereigniß der Vermählung zweier Lieblingsschauspieler der Residenz in dem prachtvollen Saale des k. k. Augartens mitfeiern helfen. Die einflußreiche Familie und die noch weit einflußreicheren hohen Gönner der Braut hatten ihre gewichtigen Gründe, dieselbe baldmöglichst unter der Haube zu wissen — und wie der arme, rathlose Künstler auch seinen Verstand zermarterte — kein Ausweg aus dem Netze, welches er sich selbst gestellt! Und doch einer,

wenn auch originell und bizarr, wie das ganze Treiben des Sonderlings!

Eine schaulustige Menge drängt sich in der Kirche, dessen Altar festlich geschmückt des Brautzuges harrte. Aber nur der eine Theil hatte sich eingefunden. Der Bräutigam erschien nicht, ohne ein Wort der Entschuldigung war er ganz einfach ausgeblieben, alles Suchen nach ihm vergebens; nachdem stundenlang die Geduld der Anwesenden auf die härteste Probe gesetzt worden, kehrte die Braut in ihre Wohnung zurück, wo ein lakonischer Zettel meldete: „er habe sich die Sache anders überlegt, und wolle nun gar nicht heirathen."

Mit Windeseile durchlief diese Nachricht mit monströsen Zusätzen und Verunzierungen die Stadt, deren entrüstete Bewohner sich um die gekränkte Künstlerin schaarten und in oben geschilderter Weise derselben Satisfaction zu schaffen suchten.

Ein gellendes Pfeifen, Toben und Scharren empfing den sonst so beliebten Komiker, der leichenblaß, mit finsterer Stirn die Lynchjustiz über sich ergehen ließ. Auf den Ruf: „Abbitten! Fräulein Gleich Satisfaction geben!" 2c. trat Raimund vor die ergrimmten Zuhörer, im Galgenhumor versichernd, daß es ihm während seiner theatralischen Laufbahn oft vorgekommen sei, daß ein Schauspieler „auf allgemeines Verlangen" eine Rolle spielen müsse, aber daß ein Künst-

ler auf allgemeines Verlangen heirathen solle, das sei gewiß neu.

Man kann sich keinen Begriff von der Wirkung machen, mit welcher diese kecke Anrede in das Publikum einschlug. Während ein Theil vor Lachen über die sonderbare Vertheidigung in tollen Jubel ausbrach, pfiff und tobte der andere fort, indeß die Verehrer Raimund's ebenso wüthend applaudirten.

Der Vorhang fiel, die Vorstellung nahm ein verfrühtes Ende. Als Nachspiel heirathete der Komiker doch noch „auf allgemeines Verlangen" die Schauspielerin Louise Gleich, aber nur, um in kurzer Zeit darauf eine rechtskräftige Scheidung einzuleiten und durchzuführen. Diese Scheidung „von Tisch und Bett," nach welcher er als Katholik nicht wieder sich vermählen durfte, war der schwarze Schatten, der das heitere Leben des Künstlers für immer verdunkeln sollte. Ein wackeres Mädchen, Fräulein A. W., schenkte dem Manne, der nur sein Herz, aber keine Hand mit diesem zu vergeben hatte, ihre erste Jugendliebe und blieb dieser treu bis über's Grab hinaus. Daß er seine „Toni" nicht heimführen dürfte an den häuslichen Heerd, war für den redlichen Raimund eine fortwährende geistige Marter; die Demüthigungen, welche das arme Mädchen zu erdulden hatte, die Opfer, welche sie ihrer Liebe brachte, erkannte der Künstler dadurch an, daß er seine Geliebte

zur Universalerbin seines beträchtlichen Vermögens einsetzte.

Im Juni 1790 wurde Raimund in Wien geboren. Leider reichten die Mittel seines Vaters, eines armen Drechslermeisters, nicht aus, um dem heißen Wunsche des Knaben, zu studiren und etwas Tüchtiges zu werden, Genüge leisten zu können. Nun, der Junge ist doch etwas Tüchtiges geworden, wenn gleich in anderer Sphäre, als er damals ahnen mochte. Zu einem Zuckerbäcker in die Lehre gebracht, übte er sich mit poetischen Erstlingsversuchen, als Bonbondevisen, welche letztere viel besser ausgefallen sein sollen, als der von ihm gefertigte süße Inhalt derselben.

Der Schauspieler Landner, ein früherer Schulcamerad und späterer College Raimund's, mit dem er bis zu seinem Tode innig befreundet blieb, hatte einige Federproben aus jener Zeit aufbewahrt; so zum Beispiel eine burleske Grabschrift, die er bei irgend einer Gelegenheit für seinen eigenen Leichenstein pränumerando anfertigte:

Wandrer, steh' still oder setze Dich nieder.
Hier ruhen eines Mannes Glieder,
Der Ferdinand Raimund hat geheißen.
Ganz jung mußt' er ins Grab schon beißen;
Im rühmlichen Beruf hat er den Tod gefunden:
O Wandrer — ihm wär's lieb, lägst Du statt ihm da unten!

Nach vielen gescheiterten Versuchen, in Wien oder wenigstens in der Umgebung der Residenz auf einem

Sommertheater unterzukommen, begann er seine theatralische Laufbahn in Preßburg; diese Versuche fielen aber kläglich aus, und er mißfiel dem dortigen Publikum total. Nun begann für den Armen ein Wanderleben der entmuthigendsten und mühseligsten Art, auf's Grellste contrastirend mit dem hohen Ideal, welches der unerfahrene begeisterte Bürgerssohn von der „hehren Kunst" im Busen trug.

Es fehlt uns der Raum, um dem fahrenden Komödianten auf seinen Kreuz- und Querzügen zu folgen, und die Entwickelungen seiner Fähigkeiten stufenweise zu beobachten. Im Jahre 1813 finden wir ihn schon als Gast mit großem Beifall in Wien auftreten, und 1817 gehörte er schon als überaus beliebtes Mitglied dem damals unübertrefflichen Komikerverein des Leopoldstädtertheaters an, für welches die Schriftsteller Meisl, Bäuerle und Gleich ihre hochbeliebten Zauberpossen schrieben. Der Zufall und die eiserne Nothwendigkeit drängten Raimund selbst auf die Bahn des Volksdichters, auf welcher er so reiche Lorbeeren zu ernten und alle seine Nebenbuhler zu überflügeln bestimmt war.

Er hatte Meisl die Idee zu einem Zaubermärchen mitgetheilt, welches zu seinem Benefize im Winter 1823 in Scene gehen sollte. Vergebens war alles Drängen und Mahnen des geängstigten Schauspielers, der Tag des Benefizes rückte näher und näher, ohne daß Meisl,

schreibefaul wie immer, mehr als die Einleitungsscenen zu Papier gebracht hatte.

In seiner Desperation beschloß Raimund, selbst den kühnen Versuch zu wagen und das angefangene Opus, „der Barometermacher auf der Zauberinsel,“ fertig zu schreiben, ein Versuch, der so glücklich ausfiel und seine hoffnungsreichsten Erwartungen so hoch überflügelte, daß er schon im nächsten Jahre mit einer neuen Zauberposse, „der Diamant des Geisterkönigs,“ vor das Publikum trat, deren Grundidee einem Märchen von Gozzi entnommen war. In rascher Reihenfolge erschienen nun die Originalwerke: „der Bauer als Millionär,“ „Monsasur's Zauberfluch,“ „die gefesselte Phantasie,“ „der Alpenkönig und der Menschenfeind,“ „die unheilbringende Zauberkrone“ und endlich „der Verschwender.“

Es ist hier nicht die Stelle, um auf Raimunds unbestrittene Verdienste um die deutsche Volksbühne, seine reichste Erfindungsgabe, seine naive, nie verletzende Witzader als Schriftsteller näher einzugehen; als Schauspieler war derselbe eine Erscheinung, die kaum in der Geschichte des deutschen Theaters wiederkehren dürfte. Von glühender Begeisterung für seine Kunst erfüllt, trugen seine Bühnengestalten stets den Stempel des reifsten, charakteristischen Studiums. Sein haßerfüllter Rappelkopf und die wehmuthsvoll weiche Erscheinung des Aschemanns, welch' ein Contrast!

Die Erkennungsscene im „Verschwender,“ wo der

arme treue Valentin seinen ehemaligen Herrn im Elend findet, gehörte in Raimund's Darstellungsweise mit zu dem Vollendetsten, was die deutsche Schauspielkunst je aufzuweisen hatte. Und mit wie einfachen Mitteln erreichte der geniale Künstler die erschütterndste Wirkung! Valentin findet an der Schwelle des Palastes seines früheren Gebieters einen Bettler, der Arme will mit dem Aermeren theilen, er nimmt ein Geldstück, um es ihm zu schenken, die Züge des Bettlers scheinen ihm bekannt, er starrt ihm ins Gesicht, die ausgestreckte Hand bleibt unbeweglich, er wagt es nicht, dem Bittenden den bereit gehaltenen Groschen anzubieten. Der ehemalige Millionär fragt den fremden Mann erstaunt, was er von ihm wolle; dieser erkennt die Stimme seines geliebten Herrn, ein unartikulirter Schrei entringt sich der vollen Brust, ein Schrei, in den sich der tollste Jubel und die innigste Wehmuth mischt, ein greller Ausruf: „Mein gnädiger Herr!" Er überfliegt noch einmal die verfallene Gestalt des einst so hochgestellten Mannes, und leise stammeln die bebenden Lippen, welche die Hände des früheren Gebieters mit Küssen bedecken, unter einer Fluth von Thränen der Freude und des Schmerzes: „Mein gnädiger Herr!" Wie Viele, auch Schreiber dieser Zeilen, haben es versucht, dieses zweimalige „Mein gnädiger Herr" in ähnlicher Weise nachzusprechen, nachdem der Mund des Schöpfers für immer stumm geworden! keinem ist dies

nur annähernd gelungen. Diese Töne einer aufjauchzenden und schmerzerfüllten Menschenbrust waren eben nur dem Dichter des „Verschwenders" eigen.

Wer sollte nicht meinen, daß Raimund jetzt auf dem Höhepunkte des Glückes angelangt sei? Getragen von der vollen Gunst der Elite des Publikums und der Achtung seiner Mitbürger, in glücklichen Vermögensverhältnissen, Besitzer eines reizenden Tusculums in dem schönsten Gebirgsthale der Monarchie, in Guttenstein, umgeben von der zärtlichsten Sorgfalt eines liebenden und geliebten Wesens, was konnte dem Beneidenswerthen noch fehlen? — Und doch wurde der überall Gefeierte seines Lebens und Wirkens nicht froh; weder die Anerkennung in der Heimath, noch die Erprobung seiner Verdienste auf weiten Gastspielreisen an den größten Bühnen Deutschlands, die sich durch die glänzendsten Erfolge zu wahren Triumphzügen gestalteten, vermochten die schwarzen Schatten der Hypochondrie zu verscheuchen, die sich um das Haupt des Musengünstlings gelagert hatten. Gerade bei seiner genialen Begabung lastete der Mangel an eigentlicher wissenschaftlicher Bildung doppelt schwer auf ihm; bei einem Herzen voll warmer Menschenliebe, unermüdlich im Wohlthun, mit stets offener Hand gegen ärmere Collegen, konnte er doch nie ein scheues Mißtrauen gegen alle Welt überwinden. Wie unglücklich sich der Mann fühlte, dem alle Herzen entgegenschlugen, der

Alles erreicht hatte, was in seiner Sphäre zu erreichen möglich war, mögen die folgenden Blätter beweisen. Raimund liebte es, in losen Heften seine Empfindungen in Tagebuchform niederzulegen. Einige dieser Ergüsse hat sein Freund und College, der Schauspieler Landner in Wien, der Vergessenheit entrissen. Sie mögen hier eine Stelle finden.

Lose Blätter aus dem Tagebuche eines ernsten Komikers.

Wien 18 —

Es ist seltsam! Je höher die Wogen des Beifalls mich umrauschen, je stürmischer mich die Gunst des Publikums erhebt, desto unzufriedener werde ich mit mir. Ich fühle in meiner tiefsten Brust, was ich mir kaum selbst zu gestehen wage, wie unzulänglich mein Genre ist, wie es in demselben so ganz und gar unmöglich ist, Großes zu leisten. Es ist recht traurig! Ein ganzes volles Menschenalter hindurch habe ich vergebens gestrebt und gerungen; mit der letzten Scholle, die man einst meinem Sarge nachwerfen wird, ist auch mein Name der Vergessenheit anheimgefallen. Ihr Glücklichen, denen Mutter Natur ein Organ in die Brust gelegt, volltönend und kräftig genug, um Shakespeare's, Schiller's und Goethe's herrliche Worte auf der Bühne erklingen zu lassen, jedes warme Zuschauerherz erhebend und begeisternd!

Warum mir gerade dieses schnarrende, mißlautige Instrument, zu meiner glühenden Seele passend, wie die Straßenorgel zum Kirchengesang? Warum mir gerade dieses tonlose Organ, eben gut genug, den Possenreißer zu spielen, um der johlenden Menge ein paar müßige Stunden zu verkürzen; ohne tieferen Eindruck, ohne bleibende Nachempfindung? Und an diese fluchbeladene Existenz gefesselt zu sein, wie der Galeerensclave an die Kette!

München.

Heute habe ich einen furchtbaren Abend erlebt. Der berühmte Eßlair spielte am Hoftheater den Tell, eine seiner Forcerollen. Ich fliege in's Schauspielhaus, um die Künstlergröße anzustaunen, von welcher der Ruf so viel Günstiges erzählt. Was finde ich? Eine Ruine! Eine Ruine, zerfallen und ohne Spur ehemaliger Herrlichkeit. Ein alter Mann, zahnlos, kaum noch verständlich seine Aufgabe handwerksmäßig herablallend und das Publikum, das den einst Gefeierten in anerkennungswerther Pietät mit einem Sturm von Applaus empfing, im Verlaufe der Darstellung eisig kalt lassend. Ich kann nicht beschreiben, wie schneidend wehe mir der Anblick that. Die Erscheinung berührte mich um so schmerzlicher, als ich erfuhr, daß nur Geldnoth den Greis dazu trieb, seine früher errungenen Lorbeeren selber in den Staub zu treten. Ach, welch' ein widerlicher Anblick ist doch ein alter Komödiant! Wird es

mir einst auch so gehen? Von jetzt an will ich sparen, die Sorge für die Zukunft soll in Folge mein Cassenverwalter sein, und der heutige Tell möge als ein warnend Schreckbild als Titelbild meines Aufgabebuchs stehen. Ob es nicht besser wäre, mit einem raschen Pistolenschuß diesen Sorgen zuvorzukommen, während man noch auf dem Zenith des Ruhmes steht?

Wien, den —

Heute Abend haben wir einen Theaterscandal zu gewärtigen. Die Krones tritt nach einer mehrmonatlichen Pause wieder auf. Der Leichtsinn dieser allerdings sehr talentvollen Person hat selbe in eine gräßliche Situation verwickelt. Ein reicher polnischer Cavalier sucht ihre Bekanntschaft zu machen, und läßt sich bei der beliebten Schauspielerin einführen. — Es soll dies — wie die böse Welt behauptet — eben nicht mit besonderen Schwierigkeiten verbunden sein. Kurz und gut, in wenig Wochen stehen die Krones und Graf Jaroschinsky auf so vertrautem Fuße, daß Erstere eine Einladung zum Mittagessen in der Wohnung des Edelmanns annimmt. Es soll dort toll genug zugegangen sein. Während die Orgie im vollen Gange ist, wird der Graf abgerufen. Die Krones setzt sich an's Clavier und trällert ein Modeliedchen. Plötzlich öffnet sich die Seitenthür, und Graf Jaroschinsky steht, umgeben von Polizeidienern und Criminalbeamten, mit

schweren Ketten gefesselt und mit todtenbleichem Antlitze, vor den Augen seiner entsetzten Gäste. Die Krones fällt in Ohnmacht, ob in eine wirkliche oder fingirte will ich dahin gestellt sein lassen, wird aber durch die Hände der rauhen Sicherheitsbeamten in's Leben zurückgerufen und muß nun über ihr Verhältniß zu dem Grafen — der eines Raubmordes angeklagt ist — genaue Auskunft geben. Es sollen dabei eben nicht die erbaulichsten Details an's Tageslicht gekommen sein. Jaroschinsky hat wirklich, wie es sich bald ergab, seinen ehemaligen Lehrer, den siebenzigjährigen ehrwürdigen Professor Blank, mit kalter, henkersmäßiger Grausamkeit gemeuchelt und bestohlen und mußte vor wenig Wochen seine fluchbeladene That am Galgen büßen. Die Krones, hieß es damals, werde der Bühne entsagen und sich in ein Kloster zurückziehen. Und jetzt, nachdem kaum mehrere Monate über dies Ereigniß hingegangen, hat die Person die Frechheit, wieder vor die Augen des Publikums zu treten. Alles ist empört, und die Krones wird, trotz ihrer Beliebtheit als Künstlerin, ein gewaltiges Strafgericht zu überstehen haben.

Ich bin gottlob in der heutigen Vorstellung nicht beschäftigt; und geht mich gleich die ganze saubere Geschichte persönlich nichts an, so schäme ich mich doch in tiefster Seele hinein, daß solche Dinge beim Theater vorgehen können. Ich kann es nicht über mich gewinnen, mich unter die Zuschauer zu mengen, sondern ich

werde mir irgend einen Winkel auf der Bühne suchen und die Resultate des verhängnißvollen Abends in banger Erwartung vorübergehen lassen.

Den folgenden Tag.

Die Krones ist gestern Abend mit einem Sturm von Applaus, ohne das geringste Zeichen von Mißfallen, empfangen worden! *)

Ist es denkbar? Wahrlich, so sehr ich gestern fürchtete, unsern Stand beschimpft zu sehen, so empört war ich dennoch über den Ausgang. Ist dies dasselbe Publikum, welches ein Recht zu haben glaubte, sich in meine Privatverhältnisse einzumengen, und mich wüthend auspfiff, weil ich ein Mädchen nicht heirathen wollte, von deren Sittenlosigkeit ich mich leider während des Brautstandes vollständig überzeugt hatte? Ich wurde deshalb mißhandelt, und eine gemeine Buhlerin, deren Verschwendung Mitursache an einem Morde gewesen, wird mit einem Jubel empfangen, als träte sie nach einer großen That vor die Augen der Menge Ja, um das Maß voll zu machen, wurden einige bezügliche Phrasen — man gab eine Parodie auf Spontini's Vestalin — besonders aber die Worte der Krones: „das dumme Volk wird doch nicht im Ernste glauben, daß ich eine Vestalin bin?" mit einem rasenden Beifallssturm aufgenommen. Die Röthe der Scham

---

*) Faktisch.

brannte mir auf der glühend heißen Wange; und die Menge jauchzte! Und diesem Götzen, charakterlos und launisch, bringt der Schauspieler sein Dasein, der Künstler den „Saft seiner Nerven“ zum Opfer!

Am Abend desselben Tages.

Heute zum ersten Male während einer zwanzigjährigen Künstlerlaufbahn drängt sich mir der Gedanke durch den Kopf, ob ich nicht besser gethan hätte, nach dem Willen meines braven Vaters ein friedlicher Handwerker zu werden. Ich sehe ihn vor mir, den gutmüthigen Greis mit den Silberlocken, wie er mit rastlosem Fleiße schafft und sich müht um die Existenz seiner Familie.

An einem Sonntag, das einfache Mahl war verzehrt, das Tischgebet gesprochen, frug er mich mit herzlichen Worten: welchen Stand ich mir zu wählen gedenke? Und als ich hierauf mit scheuer Stimme antwortete, ich wolle Schauspieler werden: da wurde der alte Mann bleich wie der Tod, die gutmüthigen Augen umzogen sich mit einem hervorquellenden Thränenflor, nach langer Pause entrangen sich den bebenden Lippen meines armen Vaters die beinahe unhörbaren Worte: „Ferdinand, das kann Dein Ernst nicht sein. Du wirst Deine unglücklichen Eltern nicht vor der Zeit in's Grab bringen wollen!“ Da trat auch die Mutter an mich heran, und beschwor mich mit heißen Thrä=

nen, von meinem Vorsatze abzustehen, und meine liebliche Schwester Gertrude ergriff meine Hand und vereinigte ihre Bitte mit denen meiner theuren Erzeuger. Erschüttert gab ich den Meinen das Wort, nie mehr an die vorübergehende Idee zu denken, Schauspieler zu werden. Dankbar drückte mich der Alte an's treue Herz, Jubel scholl durch die Räume unserer sonst stillen Wohnung, ein Fest wurde improvisirt, es war, als sei ich meiner Familie zum zweiten Mal geboren worden. Nochmals mußte ich meinem Vater das feierliche Wort geben, dem unseligen Vorsatze „Komödiant" zu werden, zu entsagen.

Ich habe mein Wort nicht gehalten.

Zürnst Du mir deshalb noch, verklärter Dulder dort oben? Sieh', Du bist gerächt! Vollständig gerächt! Trotz allem, was man im gewöhnlichen Leben Glück nennt, habe ich während der langen, langen Zeit, daß ich der Bühne angehöre, mich nicht eines wahrhaft glücklichen Augenblicks zu erfreuen gehabt. „Du sollst Vater und Mutter ehren!" — Ich habe die letzten Wünsche der Meinen außer Acht gelassen, dafür stehe ich jetzt allein und freundlos in der Welt. Niemand, der mir angehört, alle meine Lieben ruhen im Schooße der Erde. In den bereits erbleichenden Locken wühlt kein liebendes Kind, kein theurer Sprößling schaukelt auf meinem Kniee, welches die Hand stützt, in der das sorgenschwere Haupt ruht.

Du sollst Vater und Mutter ehren!

Und doch — war es denn meine Schuld? Konnte ich dem Drange widerstehen, welcher mich unaufhaltsam den verhängnißvollen Brettern entgegenriß? Konnte ich ankämpfen gegen die glühende Neigung zur Kunst, welche mir von meinem unausweichbaren Geschicke gleichsam als Pathengeschenk in die Wiege gelegt zu sein schien? Von dem Tage an, als sich mit dem Anschauen des ersten Bühnenwerkes eine nie geahnte Wunderwelt vor meinen erstaunten Blicken erschloß, konnte ich die fieberhafte Pein, die heiße Sehnsucht nach der Priesterschaft in dem für mich heiligen Tempel der Kunst nicht eine Minute los werden.

Kaum hatten wir den braven Vater hinaus getragen auf den beschneiten Kirchhof, so waren die feierlichen Gelöbnisse vergessen, die ich in die jetzt erkalteten Hände gelegt. Treulos den Ladentisch verlassend, der mir zur Galeere geworden war, begann ich bei wandernden Truppen ein mühseliges abenteuerliches Nomadenleben.

Damals war ich glücklich! — Die rasche Jugend half mir mit leichtem Sinne über Nahrungssorgen hinweg, dafür durfte ich die Kunstkenner in Stein am Anger und Oedenburg*) entzücken, und beschwichtigte den knurrenden Magen, indem ich ihm eine neue Rolle

*) Zwei kleine Provinzstädte Ungarns, in denen Raimund seine Laufbahn begann.

vorlas und ihn mit meinen großartigen Hoffnungen und Plänen für die Zukunft tröstete. Alle diese Hoffnungen sind mehr als wahr geworden, alle meine Pläne habe ich realisirt, und dennoch — bin ich jetzt zufriedener als damals? Du sollst Vater und Mutter ehren.“ — — — — —

Leider reichen die uns zugekommenen Blätter nicht weiter, doch geben sie ein klares Bild von dem Seelenzustande des edlen und genialen Selbstquälers. Wenn auch die stets steigenden glücklichen Erfolge in seiner Doppeleigenschaft als ruhmgekrönter Dichter und Darsteller von Zeit zu Zeit die „Saulslaune“, die sich seiner bemächtigt hatte, nicht zum vollen Ausbruch kommen ließen, so stellte sie sich doch periodenweise um so gewaltiger ein. So auch am 26. August 1836, wo der Dichter sich auf seinen reizenden Landsitz zu Pernitz bei Guttenstein zurückgezogen hatte. Ein kaum nennenswerthes Ereigniß führte die verhängnißvolle Katastrophe herbei, welche dem Leben Raimund's ein vorschnelles Ende machte.

Ein bissiger Haushund verletzte ihn leicht an der Hand, die Wunde war so unbedeutend, daß sie in ein paar Tagen bis auf die letzte Spur geheilt worden wäre. Da bemächtigte sich mit unabweisbarer Gewalt des armen Hypochonders der furchtbare Gedanke, der Hund sei toll gewesen.

Um sich zu zerstreuen, und den Folterqualen seiner immer fester wurzelnden Ideen zu entgehen, unternahm er eine Reise zu dem wunderthätigen Madonnenbilde in Mariazell, welches bei allen Katholiken in hohem Ansehen steht, und wohin tausend und tausende Belasteter wallfahrten, um ihr schweres Herz auszuschütten. Dort mag auch der geängstigte Poet seine Hände im Gebet gerungen und die gnadenreiche Heilige mit heißer Bitte angefleht haben, die furchtbare Todesart von ihm abzuwenden. Nach Hause zurückgekehrt, wurde sein unseliger Wahn noch bestärkt, als er erfuhr, daß der Hund in der Zwischenzeit erschossen worden sei, da er noch eine Person gebissen und sich überhaupt „wie toll" geberdet habe.

Der verwüstete Hofraum, die ringsum weit aufgewühlte Erde, die zerrissenen Trümmer der Einfriedigung des Grundstücks legten ein furchtbares Zeugniß ab für die Wuth des bösen Hundes. Vergebens alles Zureden seiner besorgten Umgebung, seiner treuen Toni. Endlich brachte ihn die Letztere zu dem Entschluß, mit ihr nach Wien zu fahren, und dort Rath und Hülfe eines berühmten Arztes in Anspruch zu nehmen.

Scheu in eine Ecke des Wagens gedrückt, stumm und regungslos saß das Opfer seiner Einbildung in entsetzlichen Qualen, unzugänglich den Trostesworten und Bitten der sanften Freundin.

Da brach ein so furchtbares Unwetter los, wie man

sich eines ähnlichen seit Jahren nicht erinnerte. Der Donner rollte mit furchtbaren Schlägen, in dem Gebirgsthal ein hundertfaches Echo weckend, Regengüsse gleich Strömen niederrauschend, machten die Wege unfahrbar und zwangen unsere Reisenden in einem kleinen Gasthof in Pottenstein zu übernachten. Man weiß, wie selbst die heiterste Stimmung durch einen unfreiwilligen Aufenthalt an einem langweiligen Orte bei schlechtem Wetter niedergedrückt wird. Und nun denke man sich Raimund, mit bitterer Verzweiflung im Herzen, Nacht, düstere Nacht um und in ihm, im unbehaglichen, düsteren Dorfswirthshause, und umtobt von dem Wüthen der Elemente! Immer finsterer, immer drohender umgaben Schreckgestalten eines gräßlichen Todes den armen Künstler, mit leiser Stimme bat er seine Toni, ihm ein Glas Wasser zu besorgen. Diese hatte sich kaum entfernt, als ein dumpfer Knall sie zurückschreckte; mit düsterer Ahnung öffnete sie die Thüre — da liegt der Unglückselige, mit einem Taschenpistol, welches er stets geladen bei sich trug, hatte er sich in den Mund geschossen!

Wie ein Lauffeuer drang der Ruf der vorschnellen Schreckensthat nach Wien. Aerzte und Freunde des armen Mimen eilten nach Pottenstein, nur Trost, nicht Hülfe konnten sie an das Schmerzenslager bringen.

Die Kugel des schwach geladenen Terzerols war im Gaumen stecken geblieben, noch acht qualvolle Tage

mußte er seine Leiden, seine Reue tragen, ehe der Tod als Erlöser aus schwerer Pein an sein Sterbebette trat.

Als ihn sein vieljähriger Freund, der Schriftsteller Weidmann, besuchte, zeigte er diesem, während ihm heiße Thränen über die abgemagerten Wangen rollten, mit dem Finger in den Mund und wimmerte zu wiederholten Malen: „die Kugel! die Kugel!“ Dann schrieb er mit Blei auf ein Blatt Papier: „Gott bitten! —

Und schließt mich einst die Kunst aus ihrem Tempel aus,
Verbirg mein graues Haupt in Deinem grünen Haus;
Dann mag sich meine Lebenssonne neigen,
Dann will ich in Dein kühles Brautbett steigen.
In Deinem Schooß ruh' mein Gebein,
Mein Grabmal sei im Guttenstein!

(An Guttenstein.)

Nach diesem seinen Wunsch, den er in seinen Poesien ausgesprochen hatte, wurden seine sterblichen Reste der Erde seines vielgeliebten Guttensteins anvertraut.

Am 8. September 1836 bewegte sich der endlos lange Zug der Leidtragenden — Leidtragende im strengsten Sinne des Worts — in dem reizenden Gebirgsthale entlang, dem entschlafenen Freund und Kunstgenossen die letzte Ehre zu erweisen. Die Landleute der Umgegend, denen er stets Freund, Berather, Helfer in der Noth war, die den „guten Stadtherrn“ alle innig liebten, hatten sich in reicher Zahl, angethan im

Festschmucke, eingefunden, den „braven Herrn" zur Gruft zu geleiten. Größere, festlichere Leichenbegängnisse mögen schon vorgekommen sein, ein ergreifenderes, schmerzlicheres wohl nie. Die Klänge des schönen Liedes: „So leb' denn wohl, Du stilles Haus", aus seiner besten Dichtung „der Alpenkönig und der Menschenfeind", wirkten erschütternd auf die Menge, die mit heißen Thränen dem Sarge folgte. Sein ebenbürtiger College, Ludwig Löwe, der den Lorbeer auf sein Grab gelegt, war vor schmerzlicher Aufregung nicht im Stande, die Worte der Liebe und Achtung, die dem Hingeschiedenen folgen sollten, zu vollenden. Schmerzlich weinend sank er mit gefalteten Händen am Sarge nieder, während die bebenden Lippen nicht einen armen Laut mehr hervorbringen konnten.

Und so möge denn auch meine Feder verstummen; vielleicht finde ich später Platz, auf einzelne Charakterzüge, so wie auf einen fast tragikomischen Streit um den gestohlenen Schädel des Todten zurückzukommen.

Jetzt mag die ernste Stimmung bei der Erinnerung an einen edlen Menschen, an ein großes, vor der Zeit untergegangenes Genie, an einen unvergessenen Darsteller den Schlußstein meiner Federzeichnung bilden.

Originale aus Alt-Wien.

Wer jetzt die Kaiserstadt besucht, wird es kaum für denkbar halten, wenn man ihm erzählt, daß Wien vor kaum zwanzig Jahren die billigste Hauptstadt Europas gewesen. Die fröhlichste, die vergnügungssüchtigste und gastfreundlichste ist sie noch immer, nur übersteigen die Preise, welche der Wiener jetzt für sein Vergnügen zu zahlen hat, die der Pariser und Berliner Amüsements um das Doppelte. Die Volksfeste in der Brigittenau, im Augarten sind verschwunden, der „Wurstlprater" hat seine originelle Physiognomie verloren, und mit diesen Herrlichkeiten ist einer der pikantesten Reize der Hauptstadt für den Fremden verschwunden, nämlich die Beobachtung des Volkes in seiner ungebundensten Fröhlichkeit. Der Wiener Pöbel ist von einer Gemüthlichkeit, von einer Harmlosigkeit, die man nie im Norden, am allerwenigsten aber in Berlin finden kann. Der Wienerpöbel verhält sich zu dem in Berlin wie Milch zu Blausäure. Bei dem tollsten Uebermuth wird man beim Oesterreicher selten eine Rohheit, ein Ausarten gegen den Gebildeteren treffen, während der „richtige" Berliner ohne „Keilerei" kein Zusammensein der Massen denken kann. Die neueste Zeit hat traurige Beispiele für meine Behauptung geliefert, und zwar bei Gelegenheiten, welche ihrer Natur nach zu nichts weniger als zu Ausbrüchen der

Gemeinheit Veranlassung gaben. Ich erinnere an die Säcularfeier der Universität, an das Leichenbegängniß Humboldt's, an das Schillerfest, an die Einzugsfeierlichkeiten bei der Krönung &c.

Ob Wien seinem früheren strengen Polizei-Regime die gute Mannszucht der unteren Volksklassen dankt, ob dies allein in der Gutmüthigkeit derselben liegt, vermag ich nicht zu beurtheilen, wenn ich gleich Grund habe, das Letztere anzunehmen. Allein nicht nur der „gemeine Mann," wie er in Wien genannt wird, vermag sich dem tollsten und doch liebenswürdigsten Uebermuth hinzugeben, auch die gebildetsten und geistreichsten Menschen sind dessen fähig. Welch' eine Anzahl von drastischen Anekdoten haben in dieser Beziehung Bäuerle, Castelli, Saphir, Korntheuer, Deinhardstein und die übrigen Humoristen des alten Wiens hinterlassen! Freilich waren es eben nur Späße, denen eine gewisse kecke Derbheit und Rücksichtslosigkeit anklebte, eigentlichen Witz hatte unter den genannten wohl nur Saphir, dessen Calembourg's sich mit den besten französischen messen konnten; z. B. sagte er nach dem Tode eines unbeliebten Feldmarschalls, der aber mit großem Gepränge begraben wurde, dem Befehlshaber der österreichischen Truppen sei nach seinem Tode etwas gelungen, was er während seines Lebens nie zu Stande gebracht, „er habe die Armee in Flor gebracht." Einst begegnete er dem Regisseur des kö-

niglichen Hoftheaters, der ihm in größter Eile mittheilte, daß wegen Erkrankung des Herrn Anschütz die größte Repertoirverlegenheit herrsche, und man noch nicht wisse, was Abends gegeben würde. „Da ist leicht abzuhelfen," sage Saphir, „gebt zwei Pausen von Costenoble und ein kleines Stück dazu, so seid Ihr fertig." Costenoble war ein sehr beliebter, aber seiner unendlichen Kunstpausen wegen bekannter Schauspieler. Einst fuhr Saphir mit Pokorny von Wien nach Preßburg. An der Grenze bat ihn Pokorny, ihm zu erlauben, seinen Namen anzunehmen, da er seinen Paß vergessen habe, und als Theaterdirektor sich keinen Unannehmlichkeiten aussetzen wolle. „Sie können ja," meinte er zu Saphir, „den Namen des nächstbesten Bekannten als den Ihrigen nennen, wir drücken den Beamten einen Gulden in die Hand, und die Sache ist in Ordnung." Er setzte hinzu, er wünsche überhaupt nicht, daß man in Wien erführe, er sei ohne Paß über die Grenze gegangen, was damals von der Polizei sehr unangenehm bemerkt wurde. Saphir gab Pokorny seinen Passirschein, und der Letztere antwortete an der Grenze auf die Frage um Stand und Namen:

„Ich bin der Schriftsteller Saphir aus Wien."

„Und ich," fiel Saphir dem erstarrten Pokorny in's Wort, indem er dem Aufseher den bekannten Gulden in die Hand drückte, „ich bin der Theaterdirektor Pokorny aus Wien, habe aber keinen Paß bei mir."

„Aber was treiben Sie denn?“ rief ärgerlich Pokorny, „ich will ja incognito bleiben.“

„Ich auch,“ entgegnete ganz trocken Saphir.

So gerne aber Saphir rechts und links Hiebe austheilte, so unangenehm war es ihm, wenn er selbst einmal solche einstecken mußte. Während seines Aufenthaltes in Pesth war ein Schauspieler Namens Melchior das stete Stichblatt seines Witzes. In der Posse: „Die falsche Catalani“ rächte sich der gekränkte Histrione dadurch, daß er in der Rolle des Zeitungsschreibers Pfiffspitz in sprechend ähnlicher Maske Saphir copirte, der in einer Loge des ersten Ranges unter den Zuschauern sich befand. Das Haus erdröhnte vor Jubel, als der Doppelgänger des bekannten scharfen Kritikers auf der Bühne erschien. Der Beifall wurde immer lebhafter, je sichtlicher sich Saphir darüber ärgerte. Nach dem Schlusse des ersten Aktes begab er sich zum Polizeidirektor in die Loge und bat dringend, es möge dem Schauspieler Melchior verboten werden, ihn ferner auf der Bühne zu persifliren. Der Chef der öffentlichen Sicherheit machte ihm begreiflich, daß dies heute nicht mehr anginge, versprach ihm durch Bestrafung des Künstlers volle Genugthuung und gab Saphir den Rath, da die Aehnlichkeit hauptsächlich durch einen hellen gelblichen Rock hervorgerufen würde, in dem er allgemein bekannt sei, wäh-

rend des Zwischenakts nach Hause zu fahren, diesen abzulegen und in einem dunklen Kleide zu erscheinen. Während Saphir diesen Rath befolgte und sich in einen blauen Frack stürzte, das einzige Kleidungsstück, welches er damals außer dem hellen Rock sein eigen nannte, ließ der Polizeidirektor dem Melchior untersagen, im zweiten Akt wieder in dem auffallend gelblichen Rock auf der Bühne zu erscheinen. Allein man denke sich das vor Beifallsjubel erdröhnende Haus, als durch einen tückischen Zufall oder berechnete Malice Saphir in seinem blauen Frack recht ostensible in den Vordergrund der Loge trat und einige Minuten darauf Saphir-Melchior auf der Bühne ebenfalls im blauen Frack erschien!

Eine ganz entgegengesetzte Natur als der verbissene Saphir war der alte Bäuerle. Von unbegrenzter Gutmüthigkeit und ebenfalls mit der Cardinaltugend der Wiener, einer wahrhaft orientalischen Gastfreundschaft behaftet, war Bäuerle, trotz seines enormen Einkommens, ebenfalls stets in chronischer Geldverlegenheit. Die Theaterzeitung, die er 25 Jahre lang mit großem Geschick und im Geschmack des leichtbeweglichen Wiener Völkchens redigirte, war damals, so unglaublich dies heutzutage von einem Theaterblatt klingen mag, eine Macht, wurde von aller Welt, im Palast wie in der Hütte gelesen, und brachte per fas dem Eigenthümer eine ganz ansehnliche Summe ein, ohne

des nefas zu gedenken, welches die Sehnsucht aller dramatischen Künstler, in der Theaterzeitung recht von Herzen gelobt zu werden, in den Säckel des in diesem Punkte sehr zugänglichen Bäuerle zauberte. Derselbe war eine der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten von Wien, nicht nur als Herausgeber der vielgelesensten Zeitung, als Vater der eigentlichen Lokalposse und Schöpfer des Staberl, sondern hauptsächlich als prächtiger Gesellschafter, als Erfinder und Verbreiter einer zahllosen Menge von Schwänken, als lebendiges Lexikon von Anekdoten, die er mit hinreißender Laune zu erzählen wußte. Und doch starb der Mann, der mit allen Fasern seines Ich's in seinem theueren Wien wurzelte, fern von seinem Vaterlande, in Basel, wohin ihn seine Gläubiger zur Flucht gezwungen hatten. Allein und von aller Welt verlassen, überfiel den alten Mann im fernen Land Noth, Entbehrung und Siechthum; das Jahr 1848, welches in Oesterreich das alte verrottete Zeitungsmonopol aus den Händen der paar Personen riß, die mit demselben beglückt waren, und neue Concurrenzjournale in Unmassen auftauchen ließ, hatte auch den guten Bäuerle vom Throne der österreichischen Bühnenherrschaft gestoßen und in's Exil getrieben. Friede seiner Asche! —

Glücklicher als sein humorverwandter College starb jüngst in hohem Alter der wackere Dichter J. F. Castelli, geehrt, geachtet, wohlhabend, und beliebt bei Alt und

Jung, in den günstigsten Verhältnissen. Castelli war der eigentliche Erfinder vom „Wiener Jux," eine Species von Scherz, die recht eigentlich der Metropole an der Donau angehört. Was die keckste Laune eben eingab, das wurde sofort in Scene gesetzt und ausgeführt, selbst auf die Gefahr hin, eines zu tollen Spaßes wegen mit der Behörde in Conflict zu kommen. Als Adjutant des Jux-Generals Castelli fungirte damals Deinhardstein, der aber seine Laune nicht, wie sein Vorbild, bis in's höchste Greisenalter bewahrte. Castelli war bis an sein Ende Vorsteher einer Gesellschaft von Künstlern, Schriftstellern rc. „die grüne Insel," die berühmt wegen ihrer tollen Streiche war. Aber folgen wir heute den lustigen Brüdern in den königlichen Redoutensaal und belauschen wir deren Treiben während eines Maskenballes.

Dort steht ein junger, schüchterner Mensch, ängstlich in einen Winkel gedrückt und sich offenbar in dem rauschenden bunten Gewühle nicht heimisch fühlend. Castelli geht rasch auf ihn zu und fragt entschieden:

„Sie haben ein Freibillet auf diesen Ball?"

Der fremde Jüngling sieht ihn erstaunt an und murmelt ein leises „Ja".

„Nun also, warum tanzen Sie nicht?"

„Ich kann nicht tanzen."

„Das fehlte noch! wenn man ein Freibillet hat, muß man tanzen, und zwar die ganze Nacht. Das

ist eine heilige Verpflichtung! Ich bin Ballcommissär und habe das Recht darauf zu sehen, daß die Ordnung aufrecht erhalten wird. Wer sind Sie? Wie heißen Sie?

„Ich bin Kürschnergeselle und heiße Weiß.“

„Also, Herr Weiß, fordern Sie eine Dame auf und tanzen Sie.“

„Sehr wohl, Herr Commissär.“

Er tritt mit einer Dame, die er um einen Tanz bittet, in die Reihen, bleibt aber auch sofort stecken. Die Tänzerin blickt ihn erstaunt an und ruft: „Ja, was ist denn das, Sie können ja nicht tanzen?“

„Ich muß tanzen, ich habe ein Freibillet.“

„Was kümmert denn das mich?“

Und mit einer hingemurmelten, eben nicht sehr schmeichelhaften Bezeichnung läßt die Maske den verblüfften Kürschnergesellen stehen, der sich leise in die entgegengesetzte Ecke des Saales verkrümelt, doch sofort von seinem Freibilletcontrolleur aufgefunden wird.

„Was ist denn das, Sie obstinater Mensch, Sie tanzen ja schon wieder nicht? Wenn Sie nicht tanzen, so lasse ich Sie augenblicklich verhaften.“

„Herr Commissär,“ ruft verzweiflungsvoll unser Weiß, indem er sich den Todesschweiß von der Stirne wischt, „ich kann nicht tanzen. Wenn Sie mich nicht dispensiren, so will ich lieber nach Hause gehen.“

„Nun gut, so will ich diesmal Nachsicht haben.

Sie brauchen nicht mehr zu tanzen. Bleiben Sie hier und amüsiren Sie sich gut."

Unter den lautesten Dankesversicherungen entfernte sich der junge Mann mit freudestrahlendem Gesichte.

„Siehst Du den Domino mit der großen Nase?" frug Castelli nach einer Weile. „Gieb Acht, mit dem giebt's einen Hauptjux."

Er geht auf sein Opfer los, schlägt es kräftig auf die Achsel, indem er ihm zürnend zuruft:

„Du bist denn doch ein nichtswürdiger Kerl, Du läßt mir da Deine Frau auf dem Halse, weißt wie eifersüchtig sie ist, und gehst mir nichts Dir nichts auf den Maskenball. Sie ist wüthend und wartet unten beim Thore auf Dich. Geh' sogleich hinunter, Du schlechter Mensch!"

„Sie verkennen mich, ich bin der nicht, welchen Sie meinen."

„Ah", poltert Castelli, indem er den Schlag auf die Schultern des Dominos noch viel kräftiger wiederholt, „da hört denn doch Alles auf. Mir mache keine Wippchens vor, geh' hinunter zu Deiner Frau, sonst bring' ich sie wahrhaftig in den Saal herauf, und dann sollst Du Deinen Spectakel erleben."

„Aber", ruft der Mann aus, indem er die Larve vom Gesicht reißt, „überzeugen Sie sich doch, daß Sie sich irren."

Wie erwartet, starrt ein erboßtes, aber sehr dummes Antlitz dem Dichter entgegen.

„Entschuldigen Sie," erwiedert der Letztere, „ich habe Sie wirklich verkannt, ich muß mir gleich meinen Freund aufsuchen, seine arme Frau vergeht vor Ungeduld."

Deinhardstein, der die Scene beobachtet hat, meint, der Spaß wäre doch etwas zu derb, und sie würden einmal Unannehmlichkeiten davon haben, doch Castelli versichert ihn, daß die Geschichte noch nicht zu Ende sei, sondern „der Jux" erst losginge.

Während sich die Menschenmenge im dichtgedrängten Saale herum treibt, hat Castelli seinen Domino nicht aus den Augen gelassen, und nachdem er ungefähr eine Viertelstunde verstreichen ließ, segelt er auf ihn los, haut ihn mit einem furchtbaren Handschlag auf den Rücken und ruft, scheinbar mit äußerster Entrüstung:

„Du Sacramentskerl, so eben habe ich einen äußerst honetten und liebenswürdigen Herrn deinetwegen gehauen, augenblicklich geh' hinunter, Deine Frau wartet auf Dich."

„Himmel-Donnerwetter, Herr," ruft der Gefoppte, die Larve herabreißend, „ich bin ja wieder der Nämliche!"

„Merkwürdig", sagt Castelli, indem er denselben ganz verdutzt stehen läßt, „Sie sind wirklich wieder der Nämliche! Gehen Sie lieber nach Hause, sonst schlage ich Sie heute Nacht noch einige Male."

Ehe sich der Domino von seinem Erstaunen erholen kann, hat sich Castelli an den Arm Deinhardstein's gehängt, und sie promeniren ruhig in dem Saale herum.

Alle diese Scherze waren weder zart noch sinnig; wir theilen sie auch nur hier mit, weil sie Hauptzüge im Bilde des alten täppischen, vermetternichten Wiens sind. Man glaubt es heute kaum, daß solche Kindereien damals von Mund zu Mund gingen, und der ganzen Residenz Stoff zum Gelächter gaben.

Zu den damaligen Tagesfiguren Wiens gehörte auch der Schwiegersohn des Fürsten Metternich, der ungarische Graf Schandor, einer der tollsten Wagehälse seiner Zeit. Der kühnste Reiter, machte er sich kein Gewissen daraus, mit seinem Gaul über den offenen Kram einer erschrockenen Obstfrau und diese selbst wegzusetzen, vor den Maßregeln der Polizei war der Schwiegersohn des allmächtigen Premiers ja sicher.

Einst schlug er einem andern Cavalier eine sehr namhafte Wette vor, daß er, Graf Schandor, es dahin bringen wolle, an einem öffentlichen Orte arretirt zu werden, ohne sich die geringste ungesetzliche Handlung zu Schulden kommen zu lassen. Die Wette wurde angenommen, und der nächste Tag zur Ausführung bestimmt.

Graf Schandor begab sich, in ärmlichen, aber reinlichen Kleidern, in eine entfernte Vorstadt und ließ

sich im Kaffeehause eine Tasse schwarzen Kaffee geben. Als der Marqueur die Bezahlung verlangte, sah sich der Graf ängstlich um und zog endlich aus dem Stiefel ein Banknote von tausend Gulden, mit der Bitte, ihm herauszugeben. Der Kellner brachte sofort seinem Herrn Nachricht von dem Vorfall, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als dem nebenan wohnenden Polizei-Bezirks-Commissar davon Kunde zu geben. Dieser seinerseits ließ schleunigst den „verdächtigen" Fremden dnrch einen Polizeimann verhaften und vor sein Antlitz sistiren.

„Wie kommt Er," frug brasch der Beamte, „zu den tausend Gulden, die Er im Kaffeehaus wechseln lassen wollte?

„Das geht Sie nichts an, warum lassen Sie mich arretiren?"

„Das wird sich finden! Warum hatte Er das Geld in dem Stiefel stecken?

„Ist das gesetzlich verboten? Kann nicht Jedermann sein Geld aufbewahren, wo er will?

„Das wird sich finden! Wie heißt Er?"

„Graf Schandor!"

„Ist Er verrückt?"

„Ich nicht, aber Er scheint mir verrückt, daß Er einen Menschen verhaften läßt, der nicht das Geringste verschuldet hat, blos weil er sich im Besitz von tausend Gulden befindet. Begleiten Sie mich in das

Palais meines Schwiegervaters, dort wird sich das Weitere finden."

Natürlich kehrte sich die Scene um, der zum Tod erschrockene Beamte legte sich auf's Bitten, erhielt natürlich volle Verzeihung, und — Graf Schandor hatte seine Wette gewonnen. —

Am 30. August 1836 erscholl in Wien die Trauerkunde, Ferdinand Raimund, der Liebling des Publikums, der Dichter des „Verschwenders," des „Rappelkönigs und der Menschenfeind" ꝛc., der geniale Schauspieler, habe sich in einem Anfall von Trübsinn erschossen. Kaum hat je eine durch und durch gemüthvollere poetische Natur als Raimund die deutsche Bühne geziert. Derselbe hatte sich in dem reizend gelegenen und damals noch nicht von der Eisenbahnkultur beleckten Guttensteinerthal eine kleine Besitzung gekauft, die ihm unbeschreibliche Freude gewährte. Die tiefe ländliche Abgeschiedenheit, die romantische Gegend und der prächtige, frische Menschenschlag, welcher den fremden, stillen Mann sehr bald bei hundert Gelegenheiten als Wohlthäter verehren lernte und ihm mit Achtung und Herzlichkeit entgegen kam, waren eben so viele Anziehungspunkte für die zart besaitete Künstlerseele. Er lud seinen Freund, den Schauspieler Landner, dringend ein, ihn zu besuchen. „In mein Thal," pflegte er zu sagen, „ist noch keine böse Leidenschaft eingedrungen, die Menschen, die es bewohnen, sind alle noch so un-

verdorben und schuldlos, wie sie aus der Hand des Schöpfers kamen; ich nenne es daher nur das Thal der guten Leute."

Als Landner endlich, der vielfachen Aufforderung des wackeren Raimund Folge leistend, ihn auf dessen Landsitz heimsuchte, fand er die Behauptung des Freundes bei dem ersten Ausflug bestätigt. Es war ein Sonntagsmorgen, stiller Gottesfriede schien über der prachtvollen Landschaft zu schweben, ehrbar und sittig ging Jung und Alt, die Gebetbücher in den gefalteten Händen haltend, dem entfernten Kirchlein zu. Der Ton des Glöckchens, welches zum Gottesdienst rief, gab der Scene ein ungemein feierliches Colorit. Bei dem Anblick Raimund's zogen die Männer freundlich grüßend die Hüte vor dem verehrten Manne, die Weiber knixten achtungsvoll und bescheiden. Raimund kannte alle Namen, alle Verhältnisse der Einzelnen, knüpfte über die letzteren, wo es am Platze schien, ein kurzes Gespräch an, kurz sein ganzes Wesen schien gehoben und freudig verklärt. „Habe ich nicht Recht?" rief er dem Freunde in seliger Stimmung zu, „kannst Du Dir ein größeres Glück denken, als hier auszuruhen von den Qualen meines Berufes, im Schooße dieser himmlischen Natur, hier unter diesen prächtigen Menschen? Habe ich nicht Recht, diesen paradiesischen Fleck „das Thal der guten Leute zu nennen?"

Horch, ein Mißton schallt durch die Luft!

Dort vom Kruge her ertönt ein widerliches Gejohle, ein junger Bursche, den Hut schief auf dem Kopfe, taumelt, offenbar betrunken, mit erhitztem, wuthentbrannten Antlitz dem Dichter entgegen.

„Hansl," ruft dieser entsetzt, „Hansl, Du bist b'soffen!"

„Ja", schrie dieser, „ich war auf das Amt, um mir mein Recht zusprechen zu lassen. Mein Vater, der Lump, will mir die Hütte nicht abtreten, ich will ihm aber schon zeigen, wer der Herr ist! Hinaus werfen laß ich den alten Spitzbub'n!" —

„Das Thal der guten Leute!" murmelt Landner leise vor sich hin.

Raimund schlägt beide Hände vor das schmerzbewegte Antlitz und stürzt lautlos, wie vom bösen Gewissen gejagt, seinem Hause zu. Als Landner zurückkam, hatte sich Raimund in seine Stube eingeschlossen, und alle Versuche ihm eine Antwort zu entlocken oder zu ihm zu dringen, waren fruchtlos. Erst nach vierundzwanzig Stunden kam er zum Vorschein, machte Anstalten nach Wien zurück zu reisen, ohne des Vorfalls auch nur mit einer Sylbe zu gedenken. Still und verschlossen, wie er stets war, wenn nicht Außergewöhnliches die scheinbare Eisrinde um das warme Künstlergemüth schmolz, erwähnte er auch später nie mehr „das Thal der guten Leute."

Der wandernde Komödiant.

Ein Bild aus der Wirklichkeit.

Wanderleben! Chamäleonsartiger Begriff, in wie viel Abarten zerfällst Du! Der reiche Fürst Pückler-Muskau, den die Lust, Fremdartiges zu schauen, in die heiße Wüste Afrikas und an die romantischen Felsengestade Norwegens trieb, der in feingezeichneten und lebensvollen Bildern das Gesehene an unserm geistigen Auge vorüberziehen ließ, er führte ein Wanderleben so gut als der wißbegierige Handwerksbursche, der in der Fremde von Städtchen zu Städtchen pilgert, den Hut in der Hand sich seinen kärglichen Unterhalt durch die edle Fechtkunst erwerbend, und seine Gewerbskenntniß bereichernd durch die Arbeit am fremden Heerde.

Der reiche Virtuose, der in stolzer Karosse durch die Straßen der Residenzen rollt, um die Arrangements zu den Concerten zu treffen, die seine Gold- und Lorbeer-Ernten sind, er führt ein Wanderleben, wie der arme Zigeuner, dessen Heimath die weite Welt ist, der nie weiß, wo er am nächsten Tage das müde Haupt zur Ruhe legen wird.

Eine gefeierte Tänzerin, der die Modernen zweier Welttheile dienstbar zu Füßen liegen, um deren Gewinn die Großmächte der Kunstwelt wie die Beherrscher der

größten weltbedeutenden Kunsttempel sich furchtbaren Krieg erklären, die mit Männerherzen und Contrakten spielt und beide — bricht, sie führt ein weit angenehmeres Wanderleben, als der arme Bündeljude, der in den morastigen Steppen Kurlands von Hütte zu Hütte kriecht, um von den noch ärmeren Bauern ein paar Kopeken zu verdienen, und die scharfe Lanzenspitze des Grenzkosaken nicht fürchtet, wenn es gilt, ein Päckchen verbotener Waaren über die Grenze zu schmuggeln. — Bei keinem Stande tritt der Unterschied des Wanderlebens so schneidend grell hervor, als unter den Schauspielern. Seht z. B. einen Davison, Emil Devrient, einen Döring rc., wenn sie ihren contraktlichen Urlaub antreten oder antraten. Wie rauschen die vier, fünf Monate, die ihnen „zur Erholung" nach schweren Berufspflichten vergönnt sind, mit Blitzesschnelle vorüber. Zuerst nach Hamburg — erste Klasse — ein berühmter Schauspieler fährt nie anders als erste Klasse. An dem Bahnhofe erwartet ihn der Wagen des Hôtels, und vor dem Hôtel erwartet ihn der Wagen des Theaters. Er eilt in die Probe, entzückt noch denselben Abend das erwartungsvolle Publikum durch seine geniale Leistung und streicht behaglich 30—40 Louisd'ors ein, die er im strengsten Sinne des Wortes im Fluge verdient hat. Dieses Einstreichen wiederholt sich in vierundzwanzigstündigen Zwischenräumen in Monatsfrist 12—15 Mal. Hat die An=

strengung den Gefeierten nicht unpäßlich gemacht — und Unpäßlichkeiten sind während der Urlaubszeit sehr selten — so steht nach der letzten Rolle schon wieder der Wagen vor der Thüre, um das Schooßkind des Glücks auf den Bahnhof für die nächste Hauptstadt zu befördern und neuen Triumphen entgegenzutragen. — Im Engagement, nach abgelaufener Wanderzeit, ruht man, durch ein ärztliches Zeugniß dazu ermächtigt, einen Monat von den Anstrengungen der Reise aus, und bereitet sich den Winter über wieder gemächlich für den nächsten Sommer-Ausflug vor. — —

Betrachtet man nun die Existenz eines Schauspielers, den Talentlosigkeit oder Unglück einer kleinen wandernden Truppe zugeschleudert. Mit dem Beginn des Spätherbstes tritt er sein Engagement in einem kleinen Städtchen, oft auch in einem Marktflecken an. Der Direktor, ein zu Grunde gegangenes Genie, hat die Führung eines Thespiskarrens übernommen, weil er als „ausübender Künstler" selbst nirgends eine Anstellung gefunden, und ein feindliches Geschick ihm nur den Ausweg zwischen Direktionsführung und Hungertod offen gelassen. Die Gesellschaft kommt acht Tage vor der Eröffnung des Kunsttempels zusammen, erstens der nöthigen Proben wegen, zweitens und hauptsächlich, weil man an dem Orte des künftigen Wirkens doch wenigstens bis zum Tage der ersten Vorstellung für Obdach und Leibesnahrung Kredit zu finden hofft.

Der große Augenblick naht heran, der Reiz der Neuheit hat das Haus mit Schaulustigen überfüllt, die jungen Lieutenants der Garnison treiben sich vor Anfang der Ouvertüre auf den Brettern herum und versichern „auf Seele", daß die erste Liebhaberin ein süperbes Mädchen sei. Die Künstler und deren Vorstand haben mit den Fingern ein Loch in die Vordergardine gebohrt, und ergötzen sich an dem seltenen Anblick des zahlreichen Publikums. Die Vorstellung ist beendet — über das Wie? laßt mich mitleidig einen dichten Schleier ziehen — die volle Kasse wird getheilt — denn die Gesellschaft spielt republikanisch auf Theilung der täglichen Einkünfte — und man jubelt über das Glück, einen so guten Winterort gefunden zu haben. — Schon der folgende Abend liefert den Beweis, wie sanguinisch die Hoffnungen auf den Kunstsinn der Kleinstädter gestellt waren. Die Räume des Hauses sind sehr mittelmäßig besetzt, und bei der nächsten Vorstellung schon schauderhaft leer. — Der Sonntag allein erweist sich als probehaltig, die Einnahme desselben wird aber von den Tageskosten verschlungen, die im Laufe der Woche in Rest bleiben mußten, und von den darauf lauernden Gläubigern, als da sind: Zetteldrucker, Lichtzieher ꝛc., mit unerbittlicher Strenge requirirt. — Bleibt da für den Mann noch ein Gulden übrig, so ist dies ein fröhlicher glücklicher Tag. So leben denn sämmtliche Mitglieder im strengsten Sinne des Wortes so

lange vom Schuldenmachen, bis mit dem Kredit die ganze Theaterwirthschaft zu Ende geht, und die Kunstjünger, gewöhnlich um die Neujahrszeit, ein unfreiwilliges Wanderleben beginnen, welches sich meistens bis zum nächsten Herbst hinaus verlängert. Mit Deklamatorien in den Wirthshäusern oder dem Vortrage einiger Lieder zur Guitarre fristen die meisten auf bejammernswerthe Weise ihr trauriges Dasein. — Man glaube nicht, daß ich übertreibe. Ich selbst habe das erste halbe Jahr meiner theatralischen Laufbahn in dem kleinen Städtchen Krems bei einer solchen Bande zugebracht, die unter der Direktion eines gewissen Biber ihr Wesen trieb, welcher ein nur zu getreues Original zu dem oben gezeichneten Bilde abgab.

Niemand kann sich im gewöhnlichen Leben eine Idee davon machen, wie viel Leichtsinn, wie viel Menschenelend, wie viel Liederlichkeit und Gutmüthigkeit sich bei einer solchen Truppe im grellsten Contraste zusammengedrängt finden. Und es ist nicht immer Arbeitsscheu und Talentlosigkeit, die hier eine letzte Zuflucht sucht; oft verirrt sich auch das Genie in eine solche Kunstspelunke, um im Strudel des wüsten Treibens zu versinken, und in dem Sumpfe der Gemeinheit rettungslos unterzugehen. Es gehört eine starke, mächtige Willenskraft dazu, um sich aufzuraffen aus der unvermeidlichen Apathie, bei solch elendem Dasein, um in der allgemeinen Verachtung, welche

diese Künstler-Paria's trifft, nicht das eigne Selbstbewußtsein zu verlieren. — Ich habe gerade Jene, welche einige Spuren von Talent zeigten, mit dumpfer Fühllosigkeit sich der ärgsten Liederlichkeit in die Arme stürzen sehen. Der Trunk ist für sie der Tröster, welcher sie betäubt und zur Vergessenheit ihres fluchbeladenen Geschickes führt. —

Den Aermsten dieser Armen lernte ich in der oben erwähnten Frist kennen, und da er mir seit jener Zeit nie mehr vor die Augen gekommen, da ich auch seit Langem vergebens nach seinem Namen geforscht habe, so glaube ich mit Beruhigung, daß ihn der Tod bereits mitleidig seinem Leiden enthoben.

In dem kleinen ungarischen Städtchen Stein am Anger war eine Bande dramatischer Zigeuner angekommen, und gab in dem Saale des Wirthshauses die Darstellung einer Ritterkomödie — wenn ich nicht irre, von Ziegler, zum Besten. Ein Herr Frentz, vom Theater zu Komorn, debütirte in der Hauptrolle nicht zur Zufriedenheit des, durch außerordentliche Kunstgenüsse eben nicht verwöhnten Theaterpublikums von Stein am Anger. Man fand sein Organ widerlich, dazu stieß er mit der Zunge an — was für einen ersten Helden und Liebhaber allerdings störend ist — kurz er hatte nebst seiner eigenen, auch die Stimmen sämmtlicher Kunstkenner gegen sich. Einer desto beifälligeren Aufnahme erfreute sich der Intriguant der Gesellschaft,

der in der Rolle eines Mohamedaners gräuliche Fratzen schnitt und den Jubel der Menge hervorrief. Jetzt kam die Scene, wo sich die beiden Feinde zum Kampfe auf Leben und Tod rüsten. Der Requisiteur hatte zwei Galanteriedegen gebracht, welche die Stelle der mangelnden Schwerter ersetzen mußten. Der Kreuzritter stellt sich dem Ungläubigen kampfgerecht gegenüber, beide fechten mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß die Funken davon stoben. Jetzt fällt das Stichwort, wo der Held den Bösewicht zum Lohn seiner Thaten zur Hölle fördern soll. Ein rascher Ausfall — da stößt der Türke einen grauenvoll markerschütternden Schrei aus, und stürzt mit dem, für seinen dargestellten Charakter allerdings sonderbaren Ausruf: Jesus, Maria, Joseph! wimmernd zu Boden. Das Publikum jubelt, eine solche Wahrheit der Spieler war in Stein am Anger noch nicht erhört worden. Der Gefallene wälzt sich unter dem donnernden Applaus der Zuschauer in convulsivischen Krümmungen heulend am Boden und verhaucht seinen Geist, während der Sieger, wie zur Bildsäule erstarrt, den bewaffneten Arm maschinenmäßig vor sich ausgestreckt hält und mit schreckenbleichem Antlitz und verglasten Augen sein Opfer betrachtet. Der Vorhang fällt.

Der Enthusiasmus der Anwesenden ruft die Künstler unter Beifallsdonner hervor. Niemand ahnt, daß sich hier Schein und Wahrheit auf die grauenvollste

Weise vermählt hatten. Unter dem Sturm der Anerkennung war der unglückliche Intriguant in Wirklichkeit und im strengsten Sinne des Wortes in seinem Berufe gestorben, der arme Frentz hatte ihm die Degenspitze durch die Nase gestoßen und das Gehirn verletzt; — was das Publikum für vollendete Kunstleistung hinnahm — war in der That der qualvolle Todeskampf des Verscheidenden gewesen.

Von dem furchtbaren Schreck, der bei der Nachricht des wahren Vorganges Alles durchzuckte, kann sich Niemand einen Begriff machen. Der Getödtete war seit Kurzem Wittwer geworden, und der einzige Ernährer von fünf Kindern, von denen das älteste acht Jahre und das kleinste sieben Monate zählte.

Ein rührendes Jammerbild stand der arme Frentz an der Leiche seines Kameraden, heiße Thränen rollten über die geschminkten Wangen herab, und die zitternden Lippen wiederholten nur unaufhörlich die Worte: „Es ist nicht möglich! Es kann nicht sein!"

Natürlich konnte die Vorstellung nicht zu Ende gespielt werden, und auch die folgenden mußten unterbleiben, denn der gewalthabende Stadthauptmann war so grausam, der Truppe das fernere Auftreten in Stein am Anger zu untersagen, und so die ganze Gesellschaft für die schwer gestrafte Unvorsichtigkeit des einen Mitgliedes büßen zu lassen. Mit großer Mühe erwirkte man noch die Erlaubniß zu einer Benefiz-Vorstellung

für die schutzlosen Waisen des getödteten Schauspielers, nach welcher sich die armen Jünger des Thespis in alle Winde zerstreuten.

Sechs Monate sind vergangen. Wir finden den unglücklichen Frentz in dem kleinen ungarischen Badeorte Trentschin. In seinem sonst so stillen Stübchen sieht es gar bunt und seltsam aus. In wildem Tumulte lärmen einige Knaben, von denen der älteste ein schreiendes Wickelkind zu besänftigen sucht, während Frentz sich so eifrig mit Rollenschreiben beschäftigt, daß ihm der Schweiß über das bleiche, abgehärmte Antlitz herabläuft. Er hat alle fünf Sprößlinge seines Opfers an Kindesstatt angenommen, er, der wandernde Komödiant, arm und talentlos, hatte die schwere Sorge der Erhaltung derjenigen auf sich genommen, denen er ohne sein Verschulden den Vater geraubt. Von Ort zu Ort schleppte er die freiwillig übernommene Last, mit der angestrengtesten Mühe übernahm er mit hastiger Gierde jeden Nebenerwerb, Tag und Nacht sich abängstigend und quälend, um den Bedarf für diese herbeizuschaffen. — Mit engelgleicher Geduld ertrug er alle Launen der ungezogenen Rangen, der Aufforderung zur Bestrafung derselben, immer nur die mit einem tiefen Seufzer begleiteten Worte entgegensetzend: „Lasset die Kinder gewähren, die ich um den Vater gebracht!“ — Nach jahrelanger Wanderung nahm ihn, wie ich später erfuhr, der mitleidige Direktor Frisch

in Jassy auf, und gab ihm, da er ihn als Schauspieler nicht beschäftigen konnte, eine Anstellung als Inspicient.

Später habe ich nie wieder etwas von ihm gehört, da mich mein Berufsweg dem Norden zuführte: allein unter den vielen achtungswerthen Kunstgenossen, mit denen ich auf meinen Kreuz- und Querzügen zusammentraf, ist mir der arme Frentz doch der achtungs- und bedauerungswürdigste geblieben, und ich kenne kein Märtyrerthum, welches ich mit dem seinigen vergleichen könnte. Noch immer sehe ich den armen Selbstquäler am Schreibtische sitzen, die durchwachte Nacht steht leserlich auf seinem abgespannten Antlitz, in den gerötheten Augenlidern, die grauschwarzen Haare hängen glatt an den feuchten Wangen herab; die zitternde Hand fliegt mit rascher Eile über das Papier und hält nur von Zeit zu Zeit inne, um ein Glas Wasser an die trockenen Lippen zu führen. In einem kleinen Stengelglase hat er Tinte vor sich stehen. Jetzt ist ein vollgeschriebener Bogen zur Seite gelegt, da stößt einer der johlenden Knaben mit einem raschen Ruck an den Tisch, das Tintenfaß fällt um, und der Inhalt verdirbt die Frucht stundenlangen Fleißes. Frentz, der schon vorher mit scheuer Stimme die Kinder um Ruhe gebeten, fährt erschrocken in die Höhe, doch nur eine Sekunde lang dauert die Erregung, leise bewegen sich die bleichen Lippen zu einigen unverständlichen Wor-

ten, und geduldig beginnt er das saure Tagewerk wieder von Neuem.

Ich war einst so glücklich, durch die Mitwirkung in einem für ihn veranstalteten Benefize, in einem kleinen ungarischen Städtchen, dem Aermsten der Armen einen kleinen Vortheil zukommen zu lassen; ein sehr berühmter Schauspieler, der damals in Preßburg gastirte, und dem ich die eben erzählte Geschichte mittheilte, um ihn zur künstlerischen Unterstützung bei dieser Vorstellung zu bewegen, schlug mir diese Bitte rund ab. — Lies't er diese Zeilen — und er wird sie gewiß lesen — so möge er sich im Stillen schämen, und vor seine Seele, möge das Bild treten, welches ich in diesen Blättern gezeichnet — das Bild „des wandernden Komödianten!"

Aus vergangenen Zeiten.

Unsere jungen Schauspieler können sich keine Idee davon machen, mit welch' unsäglichen Hindernissen die frühere Künstler-Generation zu kämpfen, welche Schwierigkeiten sie zu überwinden, welche Entbehrungen sie zu tragen hatte, um in den ersehnten Hafen eines guten und sicheren Engagements einzulaufen. Selbst sehr bedeutende Talente mußten die ganze Stufen-

leiter, vom Meerschweinchen zur Schmiere, von dieser zur Wanderbühne, bis zum Provinzialtheater, Jahrelang durchlaufen, bis sich ihnen die Pforten einer bedeutenden Kunst-Anstalt öffneten. Ausgestoßen und gemieden von dem besseren Theil der Gesellschaft, am Allernöthigsten Mangel leidend, denn nur sehr wenig Direktoren zahlten die versprochene winzige Gage, ohne alle Mittel zu einem Versuche der Verbesserung ihrer Existenz, da die Kosten der kleinsten Reise dem armen Kunstjünger fast unerschwinglich blieben, ging manches schöne Talent unter in der Misère, starb oder verkümmerte nach vieljährigem Ringen, oft in der nächsten Nähe eines großen Theaters, welches aus der ihm unbekannt gebliebenen Begabung des Untergegangenen die reichsten Früchte hätte ziehen können.

Wie ganz anders heute! Große und reich dotirte Hofbühnen öffnen selbst dem halb talentirten Anfänger, besonders dem Sänger, ihre goldenen Pforten; von selbst bricht sich ein auftauchendes Talent durch die Leichtigkeit der Communicationsmittel in kürzester Zeit Bahn; sein Ruf wächst, durch die im Allgemeinen wohlwollenden Stimmen der mächtigen Journalistik getragen, in kürzester Frist lawinenartig, Gagen und Spielhonorare sind seit zwanzig Jahren um das Zehnfache gestiegen, und in kürzester Zeit sieht sich der bedeutende Künstler am gesicherten Ziele, während durch die Perseverantia, Louis Schneider's segensreiche

Schöpfung, selbst der soliden Mittelmäßigkeit die Mittel geboten sind, sorglos in die Zukunft zu sehen.*) Heut zu Tage verkümmert kein Talent mehr, bleibt keines mehr unbekannt.

War aber die Existenz der Schauspieler kleiner Bühnen vor ungefähr zwanzig Jahren schon an und für sich mühevoll und sorgenschwer, so reicht doch keine Phantasie hinein, sich dieselbe in kleinen ungarischen Städten, z. B. Raab, Steinamanger, Oedenburg**) ꝛc. zu denken, wenn ab und zu Thespis dort seinen Karren aufschlug. Selbst die Gesellschaften großer Städte,

---

*) Dieses segens- und zukunftsreiche Institut ist leider seitdem der Indolenz und Undankbarkeit der Theaterleute erlegen. Von dem genialen Hofrath Louis Schneider mit aller Energie und nach Ueberwindung zahlloser Hindernisse in's Leben gerufen, haben er, Herr Generalintendant von Hülsen, und andere tüchtige und ehrenwerthe Männer durch eine Reihe von Jahren in uneigennützigster Weise vergebens rastlose Arbeit und ein namhaftes Baarcapital geopfert. Dem Geschrei eines halbverrückten Schwindlers glaubten die Schauspieler mehr, als den Versicherungen des, aus den geachtetsten Personen aller Stände zusammengesetzten Comités, welches endlich, empört über so viel Undank, den Entschluß faßte, die Anstalt aufzulösen, und die Gelder, die sich indeß im Interesse der Theilhaber lawinenartig vermehrt hatten, an diese zu vertheilen. So ging dem Theaterschifflein ein Anker verloren, an welchem sein und seiner Nachkommen Geschick sicher geborgen gewesen wäre! Gott besser's! — D. V.

**) In einem ungarischen Comitatsstädtchen wurde der massive, auf vier Säulen ruhende Galgen jedes Mal zur Schaubühne umgewandelt, wenn eine wandernde Theatergesellschaft den Ort heimsuchte.

wie z. B. Agram, wo es bis zur Stunde noch nicht viel besser geworden sein soll, mußten, am Hungertuche nagend, sich oft mit so vielen Groschen ihrer Gage begnügen, als ihnen Gulden versprochen waren. Das Theater stand in den kleineren Städten Ungarns vollständig unter der executiven Polizei, und war den willkürlichen Launen eines aufgeblasenen Tyrannen, unterworfen, der Stuhlrichter, Comitatsrichter oder dergleichen hieß, und dessen zweite Drohung in Fällen, die ihm mißliebig waren, stets die Anwendung der Prügelstrafe war. Sehr häufig blieb es nicht bei der Drohung.

In einem solchen Comitatsstädtchen war ein sehr drolliger Kauz, seines Zeichens Komiker, engagirt, der auf den Namen Mick hörte und beim Publikum im Genre der niedrig burlesken Rollen sehr beliebt war.

Da kam die „Ahnfrau von Grillparzer" an's Lampenlicht und erregte an allen Theatern maßloses Aufsehen. Mein guter Direktor gab einem in Wien lebenden Agenten den Auftrag, ihm das Stück stehlen zu lassen, ein Auftrag, der sofort effectuirt wurde. Die Theater-Agenten lebten damals hauptsächlich vom Manuscripten-Diebstahl, den sie in Compagnie mit den Souffleuren großer Bühnen so systematisch betrieben, daß es einem armen Schriftsteller nie einfiel, von einer nicht stabilen, wenn auch noch so bedeutenden Bühne, irgend ein Honorar zu fordern. Ein gewisser V . . . . . k hatte in Wien ein großes Abschreibe-

Comtoir für dieses Geschäft eingerichtet, und beschäftigte zehn bis zwölf Personen ganz offenkundig damit. Aeltere Wiener Schauspieler werden sich wohl noch an dieses nasenlose Original erinnern. Jeder Direktor, der ein Mitglied brauchte, mußte zehn Gulden Vorschuß einsenden, von diesen rechnete V. acht Gulden für seine Bemühung ab und überließ dem Kunstjünger die Sorge, mit zwei Gulden in der Tasche an Ort und Stelle zu kommen. Einer unserer ersten Theater-Agenten, jetzt Besitzer eines großen Landgutes, bewohnte damals ein kleines Kämmerchen und verkaufte alle neu erschienenen Schauspiele — Töpfer war zu jener Zeit der Held des Repertoirs — das Manuscript „Stück für Stück" um drei bis fünf Gulden! Später erhob der Mann ein gewaltiges Geschrei, wenn ein armer kleiner Direktor ein von ihm „erworbenes Stück" auf „unreellem Wege" erlangt und aufgeführt hatte! — Andere Zeiten!

Nach dieser Abschweifung komme ich zu meiner Schilderung zurück. — Also mein guter Fenzl, so hieß der Direktor! hatte sich die „Ahnfrau" auf diesem, damals sehr gewöhnlichen Wege gekauft und theilte dem Komiker Mick, dem beliebtesten Mitgliede seiner Truppe, die Rolle des Jaromir zu. Dieser weigerte sich entschieden, die seiner Individualität so fern liegende Parthie zu übernehmen, und erklärte, lieber abzugehen, als sich auslachen zu lassen.

Herr Director Fenzl begab sich zum Comitatsrichter und brachte Klage wegen Widerspenstigkeit seines Untergebenen vor. Auf kurzem Wege wurde Mick vor das unumschränkte Oberhaupt der Stadt, öffentlich durch den Polizeidiener (Heiducken), gebracht, und es entspann sich zwischen Beiden folgende originelle Debatte:

Richter: Dein Meister hat Dir Jaromir zu spielen gegeben, warum willst Du nicht spielen Jaromir?

Mick: Entschuldigen Sie, Hochwohlgeborner Herr Comitatsrichter, die Rolle liegt nicht in meinem Fach, ich bin Komiker und Jaromir ist eine Heldenrolle.

Richter: Das ist Alles eins, wenn Dir Dein Meister befiehlt, zu spielen Jaromir, so wirst Du spielen Jaromir.

Mick: Das werde ich nicht thun.

Richter: Du wirst spielen —

Mick: Nein, ich thue es nicht, eher —

Richter: Du thust nicht? Nicht? (Trotzige Verneinung Micks.) (Richter, sehr phlegmatisch rufend:) Istvan! — (klingelt, der Heiduck erscheint). Laß Bank herauftragen und gieb dem Delinquenten da zehn Stockprügel auf —

Mick (lebhaft einfallend): Ich werde spielen. —

Richter (ruhig): Hab' ich schon lange gewußt.

Mick: Ich werde spielen, weil ich muß, allein ich werde die Rolle sehr schlecht spielen, denn als Komiker —

Richter: Du wirst sehr gut spielen, denn wenn Du wirst schlecht spielen, so bekommst Du nach dem Theater statt zehn, fünfundzwanzig auf —

Mick (mit einem tiefen Seufzer): Ich werde sehr gut spielen.

Richter: Bene! Jetzt kannst Du gehen!

Kurz nach der verhängnißvollen Aufführung der „Ahnfrau" war mein Mick verschwunden, und blieb Jahrelang verschollen. Während dieser Zeit hatte sich in der Theaterwelt das dunkle Gerücht verbreitet, daß Mick in Steinamanger mit einer Diebesbande ergriffen und aufgehängt worden sei. Dies Gerücht gewann, wie gesagt, einigen Boden durch die bis in's kleinste Detail traditionell circulirenden Nebenumstände und durch das vieljährige gänzliche Verschwinden des Mick.

Während dieser Frist hatte sich aber dieser, dem durch die Handlungsweise des ungarischen Caligula das Theater verleidet worden war, bis nach Holland durchgeschlagen und Jahre lang als Silhouetteur sein Dasein gefristet. Bei seiner Rückkehr nach Oesterreich erließ er in der Wiener Theaterzeitung folgende originelle Erklärung:

„Nach langer Abwesenheit in Holland erfahre ich zu meinem Erstaunen, daß ich vor vielen Jahren in Stein am Anger aufgehängt worden sei. Dem Vernehmen nach soll ich Raubmörder gewesen sein und beim Hängen fürchterliche Gesichter geschnitten haben.

Ich halte es für meine Pflicht, anzuzeigen, daß ich mich nie in so abhängiger Lage befunden habe, sondern in nächster Zeit am Theater in Raab wieder als Schauspieler auftreten werde.

Mick, Komiker."

Ich komme vielleicht bei einer andern Gelegenheit auf dies merkwürdige Subjekt zurück, und erwähne zum Schluß nur noch eines Falles, der den Beweis liefert, daß die Willkürherrschaft der Ungarischen Richter für den Betreffenden nicht immer von so schlimmen Folgen begleitet war, wenn man derselben fest entgegentrat.

Schreiber dieses war vor zwanzig Jahren in A...m mit einem gewissen Leßner engagirt, einem jungen gebildeten Mann voll Talent, der leider auch durch die Ungunst der Verhältnisse verschollen ist, wenigstens kam mir nach unserer Trennung weder seine Person noch sein Name vor Augen. Neben der getreulichen Erfüllung seiner Berufspflicht blieb ihm, da die Woche nur drei Mal gespielt wurde, noch Frist genug, seiner Hauptleidenschaft, der Jagd, zu fröhnen, die damals in Ungarn frei war. Im Besitz eines prachtvollen Gewehres, zu welchem er sich die Kaufsumme kreuzerweise vom Munde abgedarbt hatte, theilte er seinen letzten Bissen mit einem schönen, von ihm erzogenen Jagdhunde. Seine Geschicklichkeit im Treffen hatte

eine Art von Berühmtheit erlangt und lieferte ihm einen größeren Verdienst, als das Comödiespielen. Da traf es sich, daß der junge bildhübsche Mann bei einer Collegin auf einem Revier jagte, welches der Ortstyrann gern ausschließlich für sich gepachtet hätte; kurz, er ließ meinen Leßner auf die Amtsstube kommen und befahl ihm, Fräulein R. nicht mehr zu besuchen. Als ihm B. in artiger, aber gemessener Form entgegnete, dahin reiche seine Richterbefugniß nicht, so drohte ihm der Stadtvorstand unter den fürchterlichsten Flüchen, wenn er Leßner noch einmal bei dem jungen Mädchen träfe, so würde er ihn auf's Comitatshaus bringen, auf die Bank legen und die beliebten fünfundzwanzig aufhauen lassen.

Leßner trat sehr ernst einen Schritt vor und entgegnete: „Sie können mich allerdings schlagen lassen, das weiß ich, denn Sie haben die Gewalt in Händen. Allein Sie wissen, ich bin ein guter Schütze, und ein guter Katholik bin ich auch, und (hier trat Leßner zu dem auf dem Amtstisch stehenden Cruzifix und legte zwei Finger auf dasselbe) hier schwöre ich Ihnen, wenn Sie mich heute prügeln lassen, so schieße ich Sie morgen nieder, wie einen Hund!"

Indem er den festen Blick auf den verblüfften Richter heftete, nahm Leßner seinen Hut und entfernte sich.

Obwohl er seine junge Collegin nach wie vor besuchte, so fiel es dem Gewaltigen nie mehr ein, ihm ins Gehege zu gehen. Auch hat er ihn nie prügeln lassen. Kam die Rede auf Leßner, so erklärte der Richter: „Das ist ein grober Kerl, ich werde froh sein, wenn die Comödianten fort sind!“

II.

Aus meinen Erinnerungen.

Berühmte Menschen.

„Wer ist da?" rief mein Reisegefährte Honeck*) (Cohen) verdrießlich in die raucherfüllte Stube hinaus, die in der Faubourg Poissonnière inmitten unserer beiden Schlafzimmer lag. „Wer ist da?" wiederholte er, als nicht gleich Antwort kam.

„Heinrich Heine," tönte es zurück.

Was ein berühmter Name für Wirkung hervorbringt! Mit einem Sprunge waren wir Beide aus dem Bette auf die kalten Steinfließen gesprungen, im Nu in die Morgenkleider geschlüpft, um den verehrten Gast, an den wir Tags vorher unsere Empfehlungsbriefe abgegeben hatten, nicht warten zu lassen. Damals hatte Heine noch keine Ahnung von den namenlosen Leiden, von welchen er später heimgesucht wurde, nur ein heftiger nervöser Augenschmerz, von dem die entzündeten Deckel und Ränder Zeugniß ablegten, wollte, wie er sagte, nicht wanken und nicht weichen. Ein eben von ihm erschienenes größeres Portrait von Pucht, welches er mir zum Andenken mitgab, gab seine

*) Vor mehreren Jahren leider in Hannover im Wahnsinn gestorben.

ausdrucksvollen Züge zum Sprechen ähnlich wieder und ziert noch jetzt mein Arbeitszimmer, nachdem es mich auf allen Kreuz- und Querzügen meines wechselvollen Wanderlebens begleitet hatte. Wir gaben uns ein Rendez-vous in der Gallerie Orleans im Palais Royal, wo wir ihn, da wir gestern das Malheur hatten, ihn nicht in seiner Wohnung zu treffen, nach Hause begleiten sollten. Dort wolle er uns „seine Mathilde" (Heine's nachmalige Frau) vorstellen, wir sollten dann Alle zusammen in Rocher de Cancale diniren und Abends die damals neue Oper „die Hugenotten" hören. Die Billets würde uns Heine schaffen, da die Erwerbung von solchen, ohne ganz besondere und außerordentliche Protection, bei dem Fanatismus und dem massenhaften Andrang, den die geniale Schöpfung Meyerbeer's hervorrief, zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Von den zahllosen kleinen Scherzen und witzigen Impromptus Heine's ist mir Weniges im Gedächtniß geblieben, weil ich in fieberhafter Unruhe und Spannung den Theaterabend kaum erwarten konnte. Ich äußerte dies gegen ihn. „Ja", entgegnete er, „wir werden heute von 7 Uhr Abends bis 1 Uhr Morgens viel Vergnügen auszustehen haben." — „Wie?" rief ich erstaunt, „das sagen Sie, der Sie jüngst die prächtige Kritik über die Hugenotten in die Augsburger Allgemeine Zeitung geschrieben haben?" — „Ja, lieber Wallner,

ich hatte leicht eine gute Kritik schreiben, ich werde die Oper heute zum ersten Male hören."

Und so war es auch, Heine hatte sich aus den vorhandenen Urtheilen über das Meyerbeer'sche Werk sein eigenes geschaffen, und dieses mit allem Aufwand der nur ihm zu Gebote stehenden geistreichen Schilderungskraft veröffentlicht. Auf dem Wege nach dem Theater erzählte der Schalk, daß er Spontini heute recht ärgern wolle, weil er mit Meyerbeer viel zu sprechen gedenke.

Im Jahre 1846 traf ich ihn wieder, aber schon leidend, verstimmt und ängstlich, obgleich noch lange keine Aussicht zu ernstlicher Befürchtung da war. Ich hatte ihm und einer Baronin von Santeuwel Briefe von Freiligrath mitgebracht, und an letzterer eine ebenso liebenswürdige, als geistreiche Dame kennen gelernt, die sich ungemein warm für den verbannten, damals in Brüssel lebenden Freiligrath interessirte. Ihren Wunsch, einen Abend in der Gesellschaft, in welcher sie jeden Mittwoch die bedeutendsten Menschen bei sich versammelte, zuzubringen, lehnte ich dankend ab, da ich Paris als Fachstudium besucht hatte und keinen Abend versäumen wollte, ohne in irgend ein, manchmal auch in zwei oder drei Theater zu gehen. „Da die Theater hier monatelang dieselben Stücke geben," meinte meine gefällige Gönnerin, „so wird sich schon während Ihres Hierseins noch ein Abend finden, wo Ihnen sämmtliche

Bühnen nichts Besonderes bieten, dann lassen Sie es mich 24 Stunden vorher wissen, und Sie sollen am Abend bei mir etwas finden, was Sie in ganz Paris vergebens suchen würden." Die Neugierde, was dies wohl sein könne, bestimmte mich, von der freundlichen Einladung Gebrauch zu machen und der Dame einen Abend zu nennen, an welchem ich bei ihr erscheinen würde. Bei meinem Eintritt in den eleganten Salon, in dem bereits eine zahlreiche Gesellschaft versammelt war, trat sie mir, der ich mich selbst immer über meine Gespanntheit mit Meidinger lustig machte, mit den scherzhaften Worten entgegen: „Heute können Sie sich einmal ungenirt gehen lassen; reden Sie, wie Ihnen der Schnabel wuchs; Sie finden heute in meinem Hause nur Deutsche, keinen einzigen Franzosen." Welch' eine Menge damals im Exil lebender Landsleute: Heine, Ruge, Herwegh, Börnstein ꝛc.! Letzterer gab damals ein, später unterdrücktes, Journal „Vorwärts" heraus, in welchem unter dem Namen H. Heine eben ein kleines Gedicht erschienen war, von dem er die Vaterschaft aber entschieden ableugnete; und in der That scheinen die beiden Verse „Pein" und „Bein" sich schlecht mit der eleganten Schreibweise des berühmten Verfassers des „Buchs der Lieder" vereinigen zu wollen. Das Gedichtchen machte damals viel Glück, ich weiß nicht, ob es später bekannt und nachgedruckt wurde.

Es hieß Selbst-Ironie:

Den Gärtner ernährt sein Spaten,
Den Bettler sein lahmes Bein,
Den Wechsler seine Ducaten
Mich meine Liebespein! —

Drum bin ich Dir verbunden,
Du Mädchen, für Dein treulos Herz;
Viel Geld hab ich gefunden
In meinem Liebesschmerz.

Ich schrieb bei nächtlicher Lampe
Den Jammer, der mich traf,
Er ist bei Hoffmann und Campe
Erschienen in klein Oktav.

„Vorwärts" wurde von der Pariser Polizei verboten, die Hauptmitarbeiter von derselben ausgemaßregelt, zerstreuten sich in alle Winde. Börnstein ging nach Amerika, wo er eine ganz seltsame Carrière durchmachte. In Paris konnte man sich keinen besseren Führer als ihn denken, er kannte Alles, wußte Alles, correspondirte mit allen deutschen Zeitungen, übersetzte alle französischen Stücke, die in Paris irgend Glück machten, besorgte Hunderte von Commissionen, und fand bei seiner rastlosen Thätigkeit doch noch immer Zeit, dem Fremden in seinem gastfreundlichen Hause, im Kreise seiner liebenswürdigen Familie einige heitere Stunden zu widmen. Was hat der Mann in Amerika Alles unternommen und mit Glück durchgeführt! Redacteur des großen in St. Louis erscheinenden Journals „Der Anzeiger des Westens," Buch-

druckerei- und Theater-Besitzer, Bierbrauer, Theater-Direktor, Schauspieler war er zu gleicher Zeit, beim Ausbruche des Krieges trat er als Stabsoffizier und Adjutant in die Armee ein, und jetzt bekleidet er den lohnenden und ehrenvollen Vertrauensposten eines amerikanischen Consuls in Bremen. Während der Zeit leitet der ältere tüchtige Sohn Börnstein's die vielfachen Geschäfte seines Vaters jenseits des Oceans, während der zweite ihm als Viceconsul nach Europa gefolgt ist. —

Freiligrath fühlte sich damals in Brüssel nichts weniger als behaglich. Trotzdem, daß ihm seine liebenswürdige, prächtige Frau mit den Kindern in die Verbannung gefolgt war, lag ihm doch die Sehnsucht nach Deutschland in jedem Pulsschlag, in jedem Zucken der Nerven. Außer seiner Familie hatte er fast keinen Umgang, als mit Karl Heinzen, dessen hervorstechende Eigenschaft eben nicht in persönlicher Liebenswürdigkeit besteht. Einen Lichtpunkt in dem damaligen Leben Freiligrath's bildete folgendes Ereigniß: Der Dichter, welcher schon im Jahre 1832 in einer Menge reizender Schöpfungen: „Amphitrite," „Meerfabel" ꝛc. den Ocean und das Schiffstreiben so prächtig schilderte, hatte doch, außer im Elbhafen in Hamburg, weder Eines noch das Andere je gesehen. Ein Ausflug nach einer der nahen Seestädte, ich glaube nach Amsterdam, sollte ihm Gelegenheit geben, das, was er „mit seines

Geistes Augen“ so oft gesehen, auch in Wirklichkeit kennen zu lernen. Der Adler, ein prachtvoller, nach Canton bestimmter, neuer Dreimaster, lag vor Anker, und gern wurde Freiligrath und dem ihn begleitenden Freunde die Erlaubniß ertheilt, das Schiff zu besehen. Der Oberbootsmann, ein wettergebräunter alter Seemann, machte den Führer. An der Capitains-Cajüte entschuldigte er sich, die fremden Herren nicht in diese Räume einführen zu können, da der Capitain eben Gäste bei sich bewirthe. Gesprächsweise wurde noch erwähnt, daß derselbe schon zwei Mal die Reise um die Welt gemacht habe. In dem Augenblick öffnet sich die Thüre, und man erblickt eine fröhliche Gesellschaft von eleganten Herren und Damen, die eben im Begriff ist, ein nichts weniger als frugales Diner zu beenden, wie eine reichliche Anzahl leerer Flaschen zur Genüge bekundet. Der blonde Dichter entschuldigt sich, seiner Neugierde, das prachtvolle Schiff zu bewundern, ohne Erlaubniß des Capitains gefolgt zu sein. Dieser, ein vollendeter Weltmann, nöthigt die Herren, in seine Gemächer einzutreten, zeigt ihnen seine elegante Waffenkammer, sein Arbeitszimmer, Alles auf's Netteste und Comfortabelste eingerichtet. Letzteres ziert auch eine kleine, aber sehr gewählte Büchersammlung, in welcher die Prachtausgabe von Freiligrath's Poesien obenan steht.

„Freut es Dich nicht, daß Deine Gedichte jetzt die

Reise nach Canton mitmachen?“ frug der Begleiter Freiligrath's seinen Freund.

„Wie so?“ wirft der Capitain dazwischen.

„Der Herr ist Freiligrath.“

„Freiligrath? Der Dichter Freiligrath?“ ruft der Seemann stürmisch aus.

Auf die Bejahung der Frage stürzt er zum Sprachrohr:

„Flaggen auf! Alle Mann an Bord! Champagner herauf! — Gott segne Sie, Sie haben mir manchen heißen Tag auf dem weiten Ocean verkürzt, manche frohe, begeisterte Stunde geschaffen!“ Er drückte den erschütterten Dichter bewegt an die Brust, und die Gläser mit dem inzwischen angekommenen schäumenden Rebensaft füllend, spricht er mit weicher Stimme: „Meine Herren und Damen, Sie auf dem Festlande haben keine Ahnung, welch' treuer Begleiter der wahre deutsche Dichter dem einsamen Seefahrer in fernen Welttheilen ist, was dieser ihm zu danken hat! Ein Zufall, den ich segne, bringt der besten einen an meinen Tisch! Meine Herren und Damen, ich nehme das als eine frohe Vorbedeutung für meine morgige Reise an! Erheben Sie die Gläser, der Dichter Freiligrath, er lebe hoch!“

Lautlos, nur durch eine mühsam zurückgedrängte Freudenthräne konnte der arme Dichter, der in diesem Augenblick mit keinem Fürsten der Erde getauscht

hätte, den stürmischen Jubelruf der Anwesenden erwidern.

Bei seiner Entfernung standen ehrfurchtsvoll in zwei Reihen und in Festkleidern „Alle Mann an Bord," alle Flaggen waren aufgezogen, das Schiff lag im festlichen Schmucke da, als ob der König es mit seinem Besuche beehrt hätte.

Das war der schönste Tag im Leben eines deutschen Dichters! —

Eine ganz andere Natur, als der durch und durch poetische Freiligrath, war der vollständig materielle Saphir. Seine Hauptforce bestand darin, daß er irgend ein beliebiges Wort in allen Spielarten tanzen ließ, wie einen Kreisel. Deshalb haben sich verhältnißmäßig wenig seiner zahllosen Witze erhalten, weil sie der Augenblick, der sie gebar, auch schon verschlang. Ich unternahm einst mit ihm, aus Gefälligkeit, eine Reise von Lemberg nach Brody, um ihn in seinen dortigen Akademien zu unterstützen.

Brody ist eine sogenannte Freistadt, ein schmutziges Nest, an der russischen und zugleich äußersten Grenze deutscher Cultur, hat aber eine starke Bevölkerung, die lebhaften Handel treibt und besonders im Schmuggel starke Geschäfte macht. Unter den 22,000 Einwohnern befinden sich 20,000 Juden, alle gekleidet in ihre langen talarartigen Nationalcostüme, die Männer von den Weibern fast nur dadurch zu unterschei-

den, daß letztere den Kopf mit zahlreichen Goldstücken verzieren, wodurch sie, nach Saphir's Behauptung, schlechtem Spargel glichen, an welchem auch der Kopf das einzige Genießbare wäre. Die Brodyer Juden sind, im Gegensatz zu ihren Stammesgenossen, tapfer, brechen manchmal auf kleinen polnischen Pferden, die Schmuggelwaare auf beiden Seiten vor sich herabhängend, weshalb sie „Päckler" heißen, in geschlossenen Colonnen über die Grenze, und liefern in den seltenen Fällen, wo Bestechung nicht ausreicht oder zu viel gefordert wird, den Grenzaufsehern vollständige kleine Bataillen.

Es macht auf den Fremden einen überaus komischen Eindruck, wenn er unter der Masse der mit langen schwarzen Locken verzierten und in dunkle Talare gehüllten Gestalten sich vergebens nach einem Menschen in deutscher Tracht umsieht. Am Morgen nach unserer Ankunft in Brody hörte ich unter meinem Fenster in den wohlbekannten Nasentönen Saphir's meinen Namen rufen. Ich erblickte auf der Straße Saphir, umgeben von einem zahllosen Schwarm polnischer Juden, die seine dortige Leibgarde bildeten, auf jedes Wort des berühmtesten „von ihre Leut'" lauerten, und den blühenden Unsinn, den er reichlich zum Besten gab, für baare Münze annahmen.

„Wallner, kommen Sie herab!"

„Was soll ich denn?" entgegnete ich verdrießlich.

„Wir wollen spazieren gehen, die Stadt ansehen.“

„Was ist denn in dem schmutzigen Neste zu sehen?“

„Kommen Sie nur, ich habe noch eine prächtige Idee.“

„Welche?“

„Wir wollen einen Christen suchen.“

Am Vorabend vor seinem ersten Auftreten hatten sich die Honorationen der Stadt in unserem Hôtel überaus zahlreich versammelt, vielleicht in der Hoffnung, einige unentgeltliche Witzbrocken des berühmten Mannes aufzuschnappen. Eine lange Tafel vereinigte Alles zum gemeinschaftlichen Abendessen, nach welchem starker Thee und Rum servirt wurde. Als ich und Saphir ein zweites Glas dieses hitzigen Getränkes ablehnten, meinte einer der Anwesenden, der am Tische präsidirte, daß wir jetzt in Rußland wären und uns den Landesgebräuchen fügen müßten. Es gäbe in Rußland Männer, die zehn, zwölf Gläser Tschai tränken, und dann ganz ruhig darauf schliefen.

„Was mögen die für Nerven haben!“ erwiederte ich.

„Ah,“ sagte Saphir, „die Russen haben keine Nerven, die haben 20,000 kleine Knutchen im Leibe.“

Plötzlich erhob sich der Mann am Ende der Tafel und rief Saphir zu: „Ich danke Ihnen, Herr Doktor, im Namen meiner Landsleute, ich bin der hiesige russische Consul.“

„Da bedaure ich meine Aeußerung von ganzem Herzen," entgegnete Saphir mit dem größten Ernst, „wenn ich vorher gewußt hätte, daß Sie der russische Consul sind, so würde ich das, was ich eben gesagt, mir wahrscheinlich nur gedacht haben."

Die Vorlesung Saphirs in dem trotz der enormen Preise gedrängt vollen Saale gab ein Genrebild der sonderbarsten Art. Bei jedem schlagenden Witzwort erscholl statt des erwarteten Beifalls ein einstimmiges Zischen, so daß der verwöhnte Saphir endlich bei einer ähnlichen Aeußerung, die genau die Form des in Deutschland üblichen Mißfallensvotums hatte, inne hielt und frug, womit er sich den Unwillen des Publikums zugezogen, er sei in dem Falle lieber bereit, die Vorlesung zu schließen und das Geld zurückzustellen*), als sich mißhandeln zu lassen.

Wer stellt sich unser Erstaunen vor, als man ihn in Kenntniß setzt, daß diese Zischlaute der höchste Grad Brody'scher Ehrenbezeugungen seien und ungefähr so viel heißen sollen als:

„Scht — scht — welch' ein Mann!"
„Scht — scht — welch' ein Kopf!"

Der Beifallsausbruch des Klatschens war dort ganz unbekannt, und so begnügte sich Saphir mit der

*) Es würde ihm dies sehr schwer gefallen sein, der größte Theil der Einnahme befand sich bereits auf dem Wege nach Wien.

reichen Rubel- und Ducatenernte und mit wohlwollendem Zischen.

Bei der wahrhaft orientalischen Gastfreundschaft, mit der Saphirs Haus zahllosen Tischgenossen stets geöffnet war, ist seine fortwährende peinliche Geldverlegenheit leicht begreiflich. So gefürchtet er sich mit seiner spitzigen Feder machen konnte, so gutmüthig und gefällig war er im Leben, die Bezeichnung „eine offene Hand" paßt auf Niemand besser, als auf ihn. Freilich war von Wiedergeben, wenn er borgte, fast nie die Rede, und seine Antworten an Baron Sina, von dem er tausend Gulden leihweise abholen sollte, und der ihn frug: „ob er um seine tausend Gulden komme?" lautete charakteristisch genug: „Nein lieber Baron, Sie kommen darum."

Der Theaterdirektor Pokorny sandte einst seinen Regisseur Peter nach Strelitz, um den Tenorist Hahn zu engagiren. Dieser kam an, sang aber so erbärmlich, daß sich die Direktion nach seinem dritten Auftreten mit einer namhaften Summe über die Lösung seines Contraktes abfinden mußte. Saphir schrieb im Humorist unter Anführung des betreffenden Capitals und Verses folgendes Bibelcitat:

„Gastspiel des Tenoristen Hahn.

Und als der Hahn zum dritten Mal krähte, da ging Petrus hinaus und weinte bitterlich."

Ein Herr Bodner vom Pesther Theater trat als

Hamlet auf und fiel complet durch. Saphir brachte in seinem Blatt folgende Notiz: „Herr Bodner, der gestern den Hamlet spielte, wird darauf aufmerksam gemacht, daß in der Leopoldstadt, im Gasthof zur weißen Rose, eine billige Retourkutsche nach Pesth zu finden ist."

Saphir war sehr eitel auf seine — Häßlichkeit, so z. B. besitzt Frau Doktor Laube in Wien ein Bild von ihm, worunter er die Worte schrieb: „Zum Brechen ähnlich." Mir schrieb er unter sein Portrait: „Das ist auch Gottes Ebenbild! Geschieht ihm schon recht."

Bekanntlich ist König Ludwig von Baiern bei allen seinen sonstigen vortrefflichen Eigenschaften etwas ökonomisch und schwerhörig. Bei der Stelle in Schiller's Carlos: „Geben Sie Gedankenfreiheit!" applaudirte einst das Publikum sehr lebhaft, worauf der König das Haus verließ. Als Saphir, damals Intendanturrath am Münchener Hoftheater, nach der Vorstellung zu Tambosi kam, fand er eine Anzahl Unzufriedener vor, die sich heftig dagegen aussprachen, daß der König bei einer freisinnigen Aeußerung des Publikums das Haus verließe. „Wieso?" frug Saphir. — „Haben Sie denn nicht gesehen, daß der König bei den Worten: „Geben Sie Gedankenfreiheit!" fortging?" — „Wie Sie dem Mann wieder Unrecht thun!" antwortete Saphir, „Sie vergessen, daß er schwer hört, er hat also nur verstanden „geben Sie

uns" — da ging er; was er geben soll, hat er gar nicht gehört, das ist ganz gleichgültig.

Seine spitze Zunge brachte es dahin, daß ihm der König den Befehl ertheilen ließ, in 24 Stunden die Stadt München, in 48 Stunden das baierische Land zu verlassen. Mit dem Bewußtsein, nichts mehr verlieren zu können, begab sich Saphir zum Minister, stellte diesem die traurige Lage vor, in die er durch die allerhöchste Ungnade gerathen, und schloß mit den Worten: „Meine Verhältnisse sind bekannt, ich habe viel Schulden, werde wohl Alles verkaufen und auf meinen zwei Füßen hinauswandern müssen, um nach der königlichen Weisung in 48 Stunden aus dem Lande zu kommen. Das Land ist groß, 48 Stunden sind kurz, zwei Füße sind wenig. Es müßte denn sein, daß Se. Majestät die Gnade hat, mir die Füße zu schenken, die in Seinen Versen zu viel sind, dann verpflichte ich mich, in 48 Stunden draußen zu sein."

Vier Wochen vor seinem Tode sprach ich ihn zum letzten Mal. Er war geistig und körperlich gebrochen, eine jüngere, kampfbereite und schlagfertige Generation war ihm auf dem Felde des Witzes entgegengetreten und hatte den Sieg davon getragen, Undank und Rücksichtslosigkeit hatte er dort geerntet, wo er Wohlthaten gesäet, der kranke Löwe lag knurrend allein und fast verlassen auf dem Krankenlager, von dem er nicht wieder erstehen sollte. Friede seiner Asche! —

Eine Courierfahrt am 19. März 1848.

Eine allzufreudige Ueberraschung war es für mich nicht, als ich eines Tages durch meinen Rechtsanwalt aus Wien die Nachricht nach St. Petersburg erhielt, daß ich am 20. März 1848 in meiner Vaterstadt persönlich einzutreffen habe, um in einer civilgerichtlichen Angelegenheit einen Termin wahrzunehmen, dessen Ausfall eine Lebensfrage für mich bildete. Eine Reise von Petersburg nach Wien! Derlei kleine Annehmlichkeiten bereitete die Fürsorge der österreichischen Regierung damals ihren im Auslande lebenden Unterthanen recht gern.

Also vorwärts! Am 19. März 1848, früh Morgens, traf ich in Breslau ein, um mit dem Mittagszug die Fahrt fortzusetzen. Die Eisenbahn nach Wien war damals, bis auf eine Strecke zwischen der österreichischen und preußischen Grenze, die ein Omnibusanschluß verband, bereits fertig. Die österreichische Eisenbahnlinie begann in Oderberg; wie die letzte preußische Station hieß, an welcher der Schienenweg aufhörte, habe ich leider vergessen. Der Omnibus fuhr von da bis zum Oderberger Bahnhof ungefähr zwei Stunden. Ich fand Breslau in der ungeheuersten Aufregung. Obgleich natürlich noch keine bestimmten Nachrichten über die schreckensvollen Berliner Ereignisse eingetroffen sein konnten, so schien doch die Kunde

von einem schweren Unglück in der schwülen, unheimlichen Atmosphäre zu schweben. Unzählige Gerüchte, eines abenteuerlicher als das andere, und doch keines auch nur annähernd der grauenvollen Wirklichkeit nahe kommend, gingen von Mund zu Mund. Die Eisenbahn war ausgeblieben, ob das Telegraphennetz damals schon existirte, oder von der Regierung mit Beschlag belegt war, weiß ich nicht.

Ganz Breslau trieb sich auf der Straße, dem Bahnhofe, wo der Berliner Zug erwartet wurde, und auf den Exercierplätzen herum, wo sich friedliche Bürger zu wehrkräftigen Vertheidigern des heimischen Heerdes heranbildeten. Wirth und Oberkellner meines Hotels lagen ebenfalls dieser kriegerischen Beschäftigung ob; kaum fand der Letztere Zeit, mir vor meiner Abreise eine Rechnung zu überreichen, deren Betrag mit dreifacher Kreide geschrieben, wohl zum größten Theil in seine Tasche gefallen sein mag. Die fabelhaften Hôtelrechnungen, die sich in allen großen Städten wiederholten, waren meine ersten Errungenschaften auf vaterländischem Boden. Endlich, um einige Stunden verspätet, hieß es, der Berliner Zug komme an, nachdem die Oderzeitung kurz vorher in einer Extrabeilage das Publikum auf die entsetzlichsten Ereignisse, die sich gottlob nur zum kleinsten Theile bewahrheiteten, vorbereitet hatte. Berlin sollte demolirt, die Einwohner decimirt, eine hohe Person unter den Füßen ihres

eignen Pferdes zertreten worden sein; kurz Alles, was die Phantasie Schreckenvolles erfinden konnte, war in diesem Bericht, welcher der Redaktion auf außergewöhnlichem Wege zugekommen sein sollte, zusammengedrängt. Am Bahnhofe wogte eine zahllose, wild aufgeregte Volksmenge. Der ankommende Zug war nicht der Berliner, wohl aber der Leipziger, dem sich allerdings einige wenige, von Berlin über Görlitz angekommene Passagiere angeschlossen hatten. Ein Kaufmann, ein kleines, schmächtiges, schwaches Männchen, wurde auf die Behauptung des Condukteurs: „der Herr komme von Berlin,“ von hundert Händen auf die Decke eines Waggons gehoben, und sollte, wie ihm tausend und tausend Stimmen entgegenriefen: „Auskunft geben, was dort vorgefallen.“ Der zum Tod erschrockene, mit einem überaus schwachen Organ begabte Mann, begann zu erzählen, natürlich verstand in dem brausenden Stimmenmeere Niemand eine Silbe.

„Lauter, lauter!“ brüllte die Menge.

Man sah dem Armen die Anstrengung seiner Gesichtsmuskeln an, man sah, wie er seine Stimme mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft erhob, doch spurlos verhallten seine Worte in dem weiten Raum, in dem tausendfachen Gewirre der Anstürmenden.

„Lauter, lauter!“ schrie die Masse, jetzt schon in drohendem Tone.

Der Volksredner wider Willen deutete durch eine

stumme und flehende Geberde an, daß ihm dies unmöglich sei.

Da kletterte, zu dessen Rettung, ein Student empor, der mit einer Stentorstimme, die wie ein Donner durch die Räume rollte, erklärte, daß er bis dreiviertel elf Uhr Nachts gestern noch in Berlin gewesen sei, und seinen Mitbürgern Nachricht über den dortigen Stand der Dinge geben wolle.

Ein jubelnder Applaus, als ob die größte Freudenbotschaft erwartet würde, empfing den Jüngling, der von Mutter Natur mit dem gewaltigsten Organ gesegnet war, das mir je vorgekommen. Froh der Erlösung, verließ der kleine, neben ihm stehende mosaische Mann seinen erhabenen Standpunkt, und verschwand im Gedränge. Ich traf ihn später im Hôtel, wo er mir die Begebenheiten in Berlin recht klar mittheilte. Der junge Philosoph aber zog aus seiner Tasche ein Papier, und las zuerst die bekannte Königliche Proklamation „An meine lieben Berliner" vor. Hierauf erzählte er in den grellsten Farben die Ereignisse des 18. März, allerdings in einer Form, die stark an die Familie Münchhausen erinnerte. Ueberall wollte er selbst gegenwärtig gewesen sein, in der Nähe der beiden verhängnißvollen Schüsse, auf den Barrikaden in der Königsstraße, bei der Erstürmung der Lesehalle, kurz der Mann hatte nach seiner Angabe solche Thaten verrichtet, daß es unbegreiflich blieb, warum er, als

der Kampf am Stärksten tobte, den Schauplatz seines Heldenthums verlassen und eine Reise angetreten habe in dem Augenblick, wo tapfere Hände so Noth thaten.

Genug, wenn es seine Absicht war, die ohnehin so erhitzte Menge noch mehr aufzureizen, so war sie vollkommen erreicht. Man brüllte, tobte, schrie, ein Extrazug sollte sofort erzwungen werden, und die waffenfähigen Breslauer den Berlinern zu Hülfe eilen, kurz es wurde, wie meistens bei solchen Gelegenheiten, unendlich viel gesprochen, aber Nichts gethan. Ich war seelenvergnügt, als es hieß: „der Zug gehe in einer Stunde nach Wien ab." Zufälliger Weise hatte ich ein Exemplar der oben erwähnten Beilage der Oderzeitung in der Tasche, die ich als Curiosum zu mir gesteckt.

Man denke sich meinen Schreck, als ich auf der letzten preußischen Station erfuhr, daß der Omnibus nach Oderberg bereits seit einer halben Stunde abgefahren sei, indem er auf den verspäteten Zug nicht länger habe warten wollen. Meine Trostlosigkeit über die Hiobspost mag sich in meinem Gesichte wohl deutlich ausgesprochen haben, denn ein junger Mann,*) der sich mir als Ingenieur für die noch fehlende Eisenbahnstrecke vorstellte, frug mich bedauernd, ob mir

*) Den Namen des gefälligen, liebenswürdigen Beamten hat mein treuloses Gedächtniß leider nicht bewahrt. F. W.

denn sehr viel daran liege, diese Nacht noch nach Wien zu kommen? Auf meine Versicherung, daß es sich um eine Lebensfrage für mich handle, theilte er mir mit, daß noch ein Königlich preußischer Courier, mit Depeschen an die Gesandtschaft nach Wien anwesend sei, bis zu dessen Ankunft der Zug vermuthlich warten müsse; wenn der mich mitnehmen wolle, so könnte mir geholfen werden. Er erklärte seine Theilnahme an mir daraus, daß er meinen Namen auf dem Kofferchen, das ich mitführte, gelesen, daß ihm derselbe und mein Bischen Talent von meinem Breslauer Gastspiel her bekannt sei, und daß er Alles aufbieten werde, um mir fortzuhelfen.

Er stellte mich dem Courier vor, und bat ihn eben so herzlich als dringend, mir einen Platz in seinem Wagen zu gönnen. Dieser schlug unser Gesuch in brutaler und unhöflicher Weise ab, meinte, daß ihn dies nur aufhalten würde, es wäre gar kein Grund zu dieser Gefälligkeit vorhanden, er kenne mich nicht rc.

Neue Trostlosigkeit, getäuschte Hoffnung! Ich frug, ob denn Niemand in der kleinen Ansiedelung sei, der mich mit einem leichten Gespann hinüber brächte; zehn, zwanzig Thaler wolle ich zahlen; käme der Courier zur rechten Zeit an, so müßte es mir auch noch möglich sein!

„Sie sollen auch noch hinüber kommen“, rief mein Beschützer, „ich lasse mein Wägelchen anspannen, versprechen Sie meinem Kutscher fünf Thaler Trinkgeld,

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

und er fährt mit dem Teufel um die Wette. Während angespannt wird, essen Sie einen Löffel Suppe bei mir, da mein Weibchen wohl schon mit dem Abendbrod auf mich warten wird."

Dem Versprechen folgte rasch die That. In einem netten kleinen Häuschen am Wege lebte das erst kürzlich verheirathete Pärchen, der junge Mann stellte mich als seinen neuen Schützling seiner bildhübschen Ehehälfte vor, erzählte ihr in fliegenden Worten meine Fatalität, erhielt für sein hülfreiches Benehmen von der kleinen Frau eine Belobigung und einen Kuß, die Suppe ward gebracht, und das einfache und schmackhafte Abendbrod, welches mich meine Ungeduld freilich nur auf glühenden Kohlen sitzend genießen ließ, war noch nicht verzehrt, als der Kutscher meldete, es sei angespannt. Es wurde ihm von seinem Herrn auf die Seele gebunden, so rasch als möglich und auf dem kürzeren Feldweg zu fahren, von mir, im Falle wir rechtzeitig ankämen, zehn Thaler Trinkgeld versprochen. Ich hatte mich dem liebenswürdigen Paare im Fluge dankbar empfohlen, und war eben im Begriff zum Thore hinaus zu fahren, als mir ein lautes „Halt"! nachgerufen wurde. „Ich muß Sie," sprach, sich zu mir setzend, mein freundlicher Wirth, „bis an die österreichische Grenze begleiten, sonst würde man Ihnen Umstände machen, und Sie beim Zollamte und mit der Revision aufhalten. Vorwärts, rasch, Jakob!" —

Eine Viertelstunde flogen wir dahin, als uns der schwarzgelbe Schlagbaum in den Weg trat. Mein Schützer erzählte dem Oberaufseher, mit dem er genau bekannt schien, den Grund meiner Eile, verbürgte sich für mich und die Schuldlosigkeit meines Koffers, ein kräftiger Händedruck, glückliche Reise, und vorwärts ging's mit mir — zu Fuße, durch Nacht und Nebel zurück, eilte mein Begleiter. Möchten ihm diese Zeilen wenn ihm selbe je zu Gesicht kommen, beweisen, daß ich seiner Menschenfreundlichkeit ein dankbares Andenken bewahrt habe, und ihm dies gerne bethätigen möchte!

Seine Zehnthalerprämie in Aussicht, jagte mein Jakob mit mir, einen Anfangs mit der Landstraße parallel laufenden Feldweg über Stock und Stein dahin. Horch! Ein Wagen holt uns ein, es ist mein ungefälliger Courier, der im mäßigen Trabe dahinrollt.

„Fahren Sie auf dem schlechten Feldweg nicht die Pferde zu Schanden, halten Sie sich an mich, der Zug darf nicht früher abfahren, als ich ankomme," rief er herüber, als er mich und den Kutscher zu erkennen schien.

„Ach was, es ist die höchste Zeit, und auf dem Feldweg spare ich eine Viertelstunde," brummte mein Jakob.

Ein Ruck, ein Krach! Der Wagen scheint zu stürzen. Ein Hieb auf die Pferde bringt diese wieder vorwärts und das Fuhrwerk in's Geleis.

„Was ist das für ein Licht?"

„Vom Bahnhof in Oderberg."

„Sind wir schon dort?"

„Oho, der Weg zieht sich in der Ebene noch eine tüchtige Strecke hin, wir haben noch eine halbe Stunde zu fahren. Hören Sie, da läßt der Courier auch seine Pferde ausgreifen. Vorwärts!"

Wir scheinen zu fliegen. Endlich, endlich sind wir am Bahnhof, wo uns bereits der schrille Pfiff der zur Abfahrt fertigen Lokomotive entgegentönt. Bis an den Perron fährt mich Jakob, empfängt meine zehn Thaler, da ruft mir der Zugführer entgegen: „Die Kasse ist geschlossen, Sie können nicht mehr mit." Ein klingender Beweis meiner Erkenntlichkeit stimmt den Mann willfähriger: „Schnell in einen Waggon, nehmen Sie Ihren Koffer mit hinein, auf der nächsten Haltestation machen Sie Alles ab, es ist keine Sekunde zu verlieren." Noch ein Pfiff, der Zug setzt sich langsam in Bewegung.

Ein Posthorn ertönt.

„Halt!" ruft Jakob, „da kommt ein preußischer Courier, der mit muß."

„Was scher' ich mich um den preußischen Courier. Vorwärts!" —

Die Bewegung vermehrt sich, und nicht ohne Schadenfreude sah ich in diesem Augenblick meinen groben

Courier, fluchend und schreiend, in den Bahnhof anfahren, und dem Zuge nachsehen.

Am 20. März 1848, um 6 Uhr früh, kam ich, der einzige Mensch aus Preußen, in Wien an; der Einzige, der Näheres über die Berliner Ereignisse vom 18. März wußte.

Durch den sonderbarsten, eben erzählten Zufall, blieb selbst der Königliche an die Gesandtschaft bestimmte Courier aus; hätte er mich mitgenommen, so hätte ich sein felsenfestes Vertrauen, „die Eisenbahn müsse auf ihn warten,“ mit büßen müssen.

Ich ging zu Saphir, mit dem ich befreundet war, weckte ihn aus dem süßen Morgenschlummer, erzählte ihm die seltsame Art und Weise, auf welche ich allein von allen auf preußischen Eisenbahnzügen befindlichen Personen in Wien angekommen, das Zurückbleiben des Couriers , und theilte ihm mit, was ich vor meiner Abreise aus Breslau von dem kleinen jüdischen Kaufmann über die Schrecken des 18. März in Berlin erfahren hatte. Zugleich zeigte ich ihm die von Uebertreibung und Unwahrheiten strotzende Beilage der Oderzeitung.

Das letztere aber war es gerade, was in meines alten Saphir's Kram paßte. Er ließ den Oderzeitungsbericht als Extrabeilage seines „Humorist“ in

*) Der elektr. Telegraph war bekanntlich damals noch nicht im Gange.

einer enormen Auflage mit der Bemerkung abdrucken, daß das Blatt der Redaktion auf außerordentlichem Wege zugekommen sei. Die Sache machte ungeheures Aufsehen; Niemand konnte begreifen, auf welchem Wege gerade Saphir zu einer direkten Nachricht gekommen sein sollte, da alle Züge, alle Posten, alle Journale aus Preußen ausgeblieben waren. Der alte Schalk spielte den Geheimnißvollen, und steckte die reiche Ernte ein, welche ihm die in rasender Eile verkauften und verschlungenen Extrablätter einbrachten, und nannte endlich, als Abgesandte des Polizei-Präsidiums und des Ministeriums ernstlich seinen, „außerordentlichen Weg" zu wissen verlangten, meinen Namen. Mittags, bei meiner Rückkehr in's Hotel, fand ich mich belagert von Aufklärungsuchenden. Unter diesen befanden sich zwei Boten, der eine, von einer Geldmacht abgeschickte, sagte mir ohne Weiteres: „sein Herr Baron hätten gehört, ich habe Nachrichten von Berlin, ich möchte doch gleich zu ihm kommen," der zweite war ein Gesandter des Königlich preußischen Gesandten Grafen Maltzahn, „der mich bitten ließ, zu bestimmen, wann und wo er mich sprechen könne, er habe einen Courier erwartet, der unbegreiflicher Weise nicht angekommen sei, und höre, ich wisse Näheres von ihm."

Ich ließ Sr. Excellenz sagen: „ich würde mir sogleich die Ehre geben, persönlich jede gewünschte Aus-

kunft zu ertheilen;" der Geldmacht ließ ich antworten: „Wenn sie mich sprechen wolle, so habe sie so weit zu mir, wie ich zu ihr."

Ich war in Folge der eben erzählten Ereignisse sechszehn Stunden lang der gesuchteste Mensch in Wien — der Löwe des Tages!

Bunte Plaudereien aus London und vom Meeresstrande.

Im Sommer 1862.

Weil uns auf dem Festlande ein Vergleichmaaß fehlt, wird jede Schilderung der Wunderwelt Londons ungenügend und dürftig ausfallen. Von dem Gewirre der zahllosen Wagen jeder Gattung, der Tausende von Fußgängern, die hier die unabsehbaren Wege hin- und wieder eilen, können sich nur Augenzeugen einen Begriff machen. Dies Wogen wird in dem Augenblick noch vermehrt durch die Hunderttausende von Fremden, welche die Ausstellung nach der Weltstadt zieht. Die erste auffallend wohlthuende Erscheinung sind die Mitglieder des prachtvollen Institutes der Policemänner. In ihrer netten, kleidsamen Uniform streifen diese Hüter der öffentlichen Ordnung rastlos auf und nieder, gefällig und dienstfertig gegen Jedermann. Bald sieht man Einen einer alten Dame beim Aussteigen auf gefährdeten Wegen dienstfertig aus dem Wagen

helfen, bald mit dem Anstande eines Gentleman höflich Auskunft ertheilen, stets artig, bescheiden und uneigennützig, denn ein etwa angebotenes Trinkgeld für kleine Dienste wird stets artig, aber entschieden abgelehnt. Statt des nutzlosen Säbels unserer Polizeihelden trägt er, nebst der starken Waffe des Gesetzes, einen aufgerollten Wachstuchmantel gegen Wind und Wetter, eine feste Blendlaterne, die ihm dient beim Aufsuchen gefährlicher und verdächtiger Schlupfwinkel, und ein paar starke Schnüre, um Widerspenstige, die gegen die bestehende Ordnung verstoßen, mit kräftigem Arm unschädlich zu machen. Eine durchdringende schrille Pfeife gilt als Noth- und Hilfssignal, und vervollständigt die praktische Ausstattung des Dieners der Gesetze. Nie wird sich ein Policemann unnütz machen oder sich in Dinge mischen, die ihn nichts angehn, und trotz ihrer energischen Strenge gegen alle Ungehörigkeit erfreuen sich die Mitglieder dieses segensreichen Institutes doch der größten Beliebtheit beim Publikum.

Sehr komisch ist die Art und Weise, wie die öffentliche Mildthätigkeit auf den Straßen Londons in Anspruch genommen wird, und in wie verschiedener Weise die Bettler dort ihr Brot verdienen. Eine Anzahl Jungen mit geschwärzten oder roth und grün bemalten Gesichtern, Händen und Füßen, in den abenteuerlichsten Lumpen herausgeputzt, laufen neben den

Wagen einher, indem sie die Aufmerksamkeit der Fahrenden durch Radschlagen und andere mitunter sehr possirliche und halsbrecherische Jongleurkunststückchen auf sich zu ziehen und ihrem Publikum einen Penny aus der Tasche zu locken suchen. Das viel bewunderte Geschlecht der englischen Clowns in den Kunstreiterbuden tritt hier im Embryo auf. Mit Stentorstimme brüllt ein ganz anständig gekleideter Mann ein französisches Lied oder eine italienische Arie herab, geduldig abwartend, ob ihm seine zweifelhafte Kunstfertigkeit aus der Hand eines mitleidigen Enthusiasten einige Groschen zuwirft. Dort, wo an der Straßenecke etwas mehr Raum zur Entwicklung ihres Repertoirs sich findet, hat sich eine Gesellschaft sogenannter Negersänger mit geschwärzten Gesichtern etablirt, ihre grellen Schwänke auf offener Straße zu produciren. Soldaten benutzen spazieren wandelnd die Zeit ihrer Muße, dürfen jedoch außer ihrer Dienstzeit nie Waffen tragen, so wie der Officier nichts Eiligeres zu thun hat, als nach Erfüllung seiner dienstlichen Pflichten sich sofort in die bequemen Civilkleider zu werfen.

Eine Menge Leute durchstreifen mit riesengroßen Theaterzetteln und andern Affichen behangen die Straßen, da Theaterannoncen größtentheils nur auf diese Weise verbreitet werden, während nicht, wie bei uns, die Straßenecken das Publikum von den zu erwartenden Kunstgenüssen in Kenntniß setzen. Nachts

tragen diese Burschen großen Theils ihre Ankündigungen in Cylinderform und Transparent-Beleuchtung auf dem Kopfe, was sehr possirlich aussieht. Ein neues Stück im Prinzeßtheater und die einbalsamirte Leiche der Pastrana, die Teufelskünste des Seiltänzers Blondin im Krystallpalaste und die Predigt eines populären Seelsorgers in einer Modekirche werden in gleicher Weise angekündigt. Abends setzen die Theater in strahlendem Gaslicht durch riesengroße flammende Lettern das Publikum in Kenntniß, wie viele Hundert Aufführungen eine der beliebten Vorstellungen bereits erlebt habe. Nach wenig Stunden bringt Jedermann eine Masse Verkaufsankündigungen und fromme Tractätchen von der Straße heim, die ihm in die Hände gedrückt worden. Mahnungen zur Gottesfurcht und Frömmigkeit und Einladungen zum Besuche sehr zweideutiger lebender Bilder erhält er auf demselben Wege, nur wenig Schritte auseinander. Ein frommer Begeisterter predigt auf offener Straße und donnert gegen die Sündenlust der Welt, während an der nächsten Ecke von Haymarket in der wirklich frommen Hauptstadt von Old England ein weiblicher Sclavenmarkt geduldet wird, wie ihn die schmutzige Phantasie eines ausschweifenden französischen Romanschriftstellers nicht widerlicher ersinnen könnte.

Es fällt Dir ein, daß Du etwas zu Hause vergessen hast; wenige Schritte lang, und eine der zahl-

losen Telegraphenstationen bringt die gewünschte Nachricht um einige Pfennige zu Dir in die weitentfernte Wohnung. Fast sinnverwirrend wirkt das wilde bunte Treiben auf uns ein, wir flüchten uns in eine Restauration, wo sich wieder des Ungewohnten viel findet. Der Engländer ist in Bezug auf seine Tafelfreuden und die Anforderungen an selbe überaus mäßig. Sich hermetisch von seinem Nachbar abschließend und durch Seitenwände von ihm getrennt, wie bei uns im Theater in Logen, genügt ihm eine dünne, ungesalzene Suppe, ein Stück Fleisch, welches der schneeweiß gekleidete Koch auf einem Rädertischchen zu ihm hinrollt, und von einem mächtigen Rückenstück oder einer Keule absäbelt, so viel der Gast wünscht, und das er mit riesengroßen, in Wasser gekochten Erbsen genießt, so wie Käse und Butter, ersterer ebenfalls in großen Blöcken vorgesetzt, und mit Senf genossen, vollständig zu einem ausreichenden Mittagsbrod. Als Getränk zieht der Londoner sein gutes Bier dem Weine vor, der meist nur stark mit Wasser gemischt getrunken wird. Der billige Seefisch, der Hummer, oder als Dessert die große westindische Ananas, welche das Stück mit fünf Silbergroschen bezahlt wird, gehören schon zu den lucullischen Ausschreitungen des englischen Feinschmeckers.

Nach kurzer Rast setzen wir unsern Spaziergang fort, oder wir besuchen einen der in massenhafter Zahl etablirten Vergnügungsorte für die Menge. Nicht

die prachtvolle Alhambra oder Cremongarden, gegen welche das Kroll'sche Etablissement in Berlin oder das Victoriatheater mit seinen prächtigen Räumen winzig erscheint, wo zahllose Flammen ein Meer von Licht verbreiten und Gaukler aller Nationen die Menge amüsiren, ja selbst ganz erträgliche Balletvorstellungen das Publikum locken, nicht London-Pavillon, wo Chinesen mit unbegreiflicher Gewandtheit sich mit spitzen Messern werfen und diese einen engen Kreis um das menschliche Ziel bilden, nicht Music-Hall, wo Leotard seine wilden Sprünge macht, alle diese großen, wunderbar reich ausgestatteten Locale ziehen uns weniger an, als ein kleines Theater am Strand, wo komische Gerichtsscenen aufgeführt werden, in welchen die Ereignisse des Tages, die Schwächen und Thorheiten hervorragender Persönlichkeiten mit schlagfertigem, aber beißenden Witz gegeißelt werden. Der Proceß der „Emailleuse", Mad. Rachel aus Paris gab diesmal das Thema her, und der viel besprochene, Aufsehen erregende Proceß derselben gegen eine hochgestellte Modedame wurde in parodirender Form unter dem jubelnden Gelächter der Zuschauer dargestellt. Die „Emailleuse" besitzt das Talent, Gesicht, Hals, Arme, Haare, Augenbrauen &c. &c. ihrer Kunden in der Weise zu retouchiren, daß die von ihr Behandelte nicht nur viele Jahre jünger aussieht, als Mutter Natur es für geeignet hält, sie uns sehen zu lassen, die Farbe widersteht mehrere Tage lang allen Ein-

flüssen der Luft und der Witterung, ist mit einem Wort täuschender und dauerhafter aufgetragen, als dies manche Schöne in verschwiegener Kammer zu thun im Stande ist, wenn sie, der Natur grollend, derselben nachzuhelfen versucht.

Lange Zeit war die reiche Lady L. eine treue Kunde der verschwiegenen „Emailleuse", ohne nach dem Preise zu fragen, und ließ sich von der französischen Künstlerin verjüngen und verschönen, als letztere mit einer Rechnung über die bescheidene Summe von 5000 Pfund an's Licht rückte. Vergebens suchte die erschrockene Dame ihre Verschönerin zu einer milderen Forderung zu bewegen, ebenso vergebens bot sie ihr, da sie ohne Einwilligung ihres, nicht in das Geheimniß gezogenen Gemahls über eine solche Summe nicht verfügen konnte, sogar einen Theil ihrer Diamanten an. Wohl oder übel mußte sie ihren Gatten von der sonderbarsten aller je contrahirten Schulden in Kenntniß setzen, der denn auch die Bezahlung auf das Entschiedenste verweigerte. Mad. Rachel wurde klagbar, und die Persönlichkeit der Verklagten, die Originalität des Processes und die Details, die über die Art und Weise der Kunstleistungen der Künstlerin an Lady L. in den Gerichtsverhandlungen zur Sprache kamen, verfehlten nicht in allen Kreisen das größte und für die Betreffenden sehr unliebsame Aufsehen zu machen. Der Proceß gab „für das Geschäft der Madame Rachel

eine Reclame vom reinsten Wasser," der Gerichtshof indeß, wenn er auch anerkennen mußte, daß die Leistungen der Mad. Rachel vollständig tadellos gewesen und Lady L. früher viel jünger ausgesehen habe, als jetzt — man war so ungalant von zwanzig Jahren zu sprechen — ermäßigte doch die Forderung, von 5000 auf 1000 Pfund Sterling, welche das Gericht der Emailleuse zuerkannte.

Die stolze Künstlerin aber, die sich in ihrem Recht verletzt glaubte, strich die ganze Forderung, und nahm nichts, weil sie nicht Alles bekommen konnte.

Wenn auch nicht zu bezweifeln steht, daß die Geheimnisse der Mad. Rachel in Zukunft noch oft von den Löwinnen der Hauptstadt in Anspruch genommen werden dürften, so glaube ich doch, daß dies nie mehr ohne vorherigen Accord über den Preis geschehen wird.

Obgleich die Theater in London jetzt sämmtlich ihr Festkleid angezogen haben, so bieten selbe doch nichts Außerordentliches. Die Schauspielkunst der Engländer steht nach meiner Ansicht so weit hinter der unsrigen zurück, als wir Deutschen in dieser Beziehung den geborenen dramatischen Künstlern, den Franzosen, nachstehen, und selbst der hochgefeierte, mit ellenhohen Buchstaben angekündigte „Charles Kean" erschien mir in der Rolle des Cardinal Wolsey in dem neu scenirten Shakespeare'schen Drama „König Heinrich der Achte" nur als ein talentbegabter, routinirter Coulissenreißer,

keineswegs aber als das Genie, welches seine Landsleute so gern aus ihm machen wollen. Dagegen versteht er die mise en scène musterhaft zu leiten und hat darin in dem oben angeführten Drama wirklich ein Meisterstück geleistet. Die Costüme, Aufzüge, das Arrangement der Hoffestlichkeiten, Alles ist mit der genauesten Sachkenntniß und bis in's kleinste Detail als treues Abbild jener Zeit wiedergegeben, die Behandlung der massenhaften Gruppirungen mit so feinem Geschmack und Kunstsinn geleitet, wie ich es noch an keiner andern Bühne Europa's zu bewundern Gelegenheit hatte.

Außerdem stehen die Engländer in Decorations- und Beleuchtungseffecten unübertroffen da. Einem solchen Kunstwerke dankt ein seit Jahresfrist ununterbrochen und stets bei überfülltem Hause gegebenes Volksstück „Peep ó'day" den Hauptgrund seines Erfolges. Es soll ein armes Mädchen, durch einen Schuft von Lord zu einer Scheintrauung verführt, für immer stumm und unschädlich gemacht, in eine abgelegene Schlucht in Irland gelockt und dort ermordet werden. Wir sehen den gedungenen Banditen in der Mitte der Bühne die Grube graben, die das Opfer aufnehmen soll. Auf beiden Seiten starren riesige Felswände empor, wovon die eine im tiefsten Schatten liegt, während die roh in Stein gehauenen Stufen und die den gegenüberstehenden Fels überwuchernden Schlingpflanzen, so wie der Steg, welcher beide

Steinufer mit einander verbindet, vom grellsten Mondlicht bestrahlt sind. Ebenso hell beleuchtet bildet der Hintergrund einen natürlichen Wasserfall und eine weite, weite Fernsicht in ein zerklüftetes Felsthal. Den dunklen Fels umstehen hohe Bäume, nicht flach gemalt, sondern in Stamm und Laubwerk der Natur täuschend ähnlich nachgebildet. Wir sehen das arme Opfer im Mondlicht in dem unheimlich leuchtenden rothen irischen Mantel *) arglos den schwanken Steg entlang wandeln, an dem verborgenen Mörder vorüber, die Schlucht betretend. Nur das Echo antwortet ihrem schrillen Hülferuf, vergebens bedroht sie ihren Bedränger mit der Rache Gottes und eines Freundes, von dem sie wisse, daß er zu ihrem Schutze herbei eile. Rasch klimmt der Räuber die Felswand empor, zerschmettert den schmalen Steg, der allein herab in den Abgrund führt, und lacht jetzt im höhnischen Spott der Drohungen des verzweiflungsvoll ringenden Weibes, diese immer näher und näher dem offenen Grabe entgegenzerrend. Da ertönt ein Signal, der Retter erscheint auf der Plattform der Felswand, vergebens einen Weg suchend, der Armen zu Hülfe zu eilen. Jetzt holt der Henker mit dem Beile aus, um sein Nachtwerk zu vollenden, oben ein Schrei des Entsetzens, und schneller, als es sich erzählen läßt, ergreift

*) Die Löwinnen Londons tragen jetzt solche Mäntel als das neueste Erzeugniß des Modejournals.

der Freund der Gefährdeten einen mächtigen Zweig des an der Felswand stehenden gewaltigen Baumes, und schwingt sich, dem Schutze des Höchsten sich empfehlend, an dem Äste hängend in den Abgrund hinab. So rettet der junge Held seine Geliebte im Augenblick der höchsten Gefahr und unter dem stürmischen Jubel des athemlosen Publikums.

Auch die übrigen Scenen dieses wechselvollen, an derb-komischen und grell-tragischen Momenten überreichen Drama's sind prächtig arrangirt, namentlich die irischen Volksscenen, wenn sich gleich das Spiel der Darstellenden nie über die stark gefärbte Mittelmäßigkeit erhebt. Nur einen wirklich großen Schauspieler habe ich in London zu bewundern Gelegenheit gehabt, allein dieser hat sich nach französischen Mustern herangebildet, und spielt in der Weise Bouffé's und Frederic Lemaître's in dem Théâtre Olympique. Mr. Robson, so heißt der Mann, ist die Stütze dieser Bühne und mit Recht der Liebling der Londoner Theaterfreunde. In dem Drama: „Porter's Knot," welches, wenn ich nicht sehr irre, aus dem Französischen übersetzt ist, spielt er einen schlichten, durch seinen Sohn in unverschuldetes Unglück gestürzten Kofferträger an einer Eisenbahn mit einer erschütternden Wahrheit und Naturtreue. Lebhaft hat mich der Künstler an unseren heimischen Döring erinnert, welcher derlei Rollen ebenfalls bewunderungswürdig spielt. Ich bedaure, daß

mir der Raum nicht erlaubt, in die Details dieser genialen Leistung einzugehen.

Eine Merkwürdigkeit der englischen Theater ist die, daß kein Soufleur existirt; wie wünschenswerth wäre die Nachahmung dieser trefflichen Sitte an unsern deutschen Bühnen! Die Eintrittspreise zu den Theatern Londons sind im Vergleiche zu denen in Deutschland enorm.

Ich verschone den freundlichen Leser mit einer abertausendsten Schilderung der zwei großartigsten Gebäude Europas und deren Einrichtung, des Ausstellungs- und des Krystall-Palastes, so mächtig auch der Eindruck dieser modernen Weltwunder auf jeden Fremden ist. Die Kunstschätze Calcuttas, die Goldpyramide aus Californien, der 125 Karat schwere, stets von einer Anzahl Schaulustiger umstellte Diamant, die „Sonne,“ von dem Juwelenhändler Coster aus Amsterdam eingesandt, interessirte mich weniger, als die genial erfundenen Maschinen, die in Unzahl aufgestellt sind, von dem Apparat an, wo z. B. für den Champagnergourmand klares Wasser auf einer Seite hineingegossen wird und auf der anderen als Eis wieder herauskommt, bis zu den riesigen Kuppeln der Leuchtthürme und den sinnreichen Vorrichtungen an denselben. Unter den zahllosen Bildern der Gallerie sind die unseres Berliner Malers Professor Gustav Richter stets von einer Menge Bewunderer umschwärmt, ebenso die

Kirchenarbeiten von getriebenem Zinkblech von Friedr. Peters aus Berlin.

Das Schauen hat uns ermüdet, und so wollen wir einer freundlichen Einladung des Schriftstellers Max Schlesinger folgen, der jedem gebildeten Leser wohl aus seinen geistreichen Schilderungen Englands und Ungarns bekannt ist, und den Abend in seinem gastlichen Hause verleben. Mit echt englischem Comfort bewohnt derselbe ein bequem und elegant eingerichtetes Haus, und öffnet dasselbe mit größter Urbanität jeden Freitag seinen Landsleuten, den an ihn empfohlenen Fremden und seinen Freunden. Die Wände des Salons auf Befford=Place könnten viel erzählen von Berühmtheiten aller Nationen, die dort verkehrt und sich erfreut hatten an des Besitzers gastlichem Heerde. Mir wird der dort verlebte Abend unvergeßlich bleiben. Ein großer Theil der Anwesenden bestand aus ungarischen Flüchtlingen, unter diesen die Generale Kemety, Vertheidiger von Kars, jetzt Ferik Pascha, und Klapka, der Held von Komorn. Zu den gewöhnlichen Besuchern dieser Abendcirkel gehört auch noch Freiligrath, jetzt mit Klapka zusammen angestellt als Mitdirektor der Schweizerbank, der kleine Dr. Kaufmann, in dessen schwächlichem Körper ein starker Geist wohnt, Moritz Hartmann, der Commerzienrath Wolff aus Gladebach bei Köln, der die preußische Expedition nach Siam und Japan mitge-

macht und einen reichen Schatz von Erfahrungen und Erinnerungen aus fernen Zonen gesammelt hat, Joachim, der berühmte Violinspieler und Löwe der diesjährigen Concertsaison in London, ein Kranz schöner, feingebildeter Damen, unter welchen die Frau des Hauses in liebenswürdigster Weise die Honneurs macht.

Das Gespräch dreht sich in verschiedenen Gruppen in buntester Weise um Tagesfragen; für mich hatte unter den Anwesenden General Klapka das meiste Interesse. Wir tauschten die Erinnerungen an unsere Jugendzeit aus; noch immer stand der bildschöne junge Offizier der ungarischen Garde, ein Stammgast des Josephstädter Theaters in Wien, an dem ich damals meine ersten künstlerischen Erfolge erntete, lebhaft vor mir; er hatte noch die Titel aller Stücke, die damals an der Tagesordnung gewesen, in frischem Andenken, ebenso die Namen aller Künstler und — Künstlerinnen, welch' letzteren die glänzende Erscheinung des prächtigen „Gardisten" theilweise sehr gefährlich geworden war. Es machte mir unbeschreibliche Freude, als mir General Klapka jetzt, nach 25 Jahren, noch Details aus meiner damaligen Carrière mittheilte, welche mir bewiesen, daß er mir doch noch ein Plätzchen in seinem Gedächtniß aufbewahrt hatte, aus welchem selbst sein reichbewegtes, glänzendes Schlachtleben mich nicht hatte verdrängen können. Klapka, der sich von Politik gänzlich zurückgezogen und, wie gesagt, als einer der

Directoren der „Bank of Switzerland“ größtentheils in Genf lebt, ist noch jetzt einer der schönsten Männer seiner Zeit, namentlich übt der Glanz seiner prachtvollen, tiefdunklen Augen einen magnetischen Eindruck aus.

Horch! Die Zaubergeige des Ungarn Joachim ertönt! Alles rückt näher an den Meister, aus dem Bibliothekzimmer zieht der Wunderklang die dort Weilenden in den Salon, festgebannt in theilnehmenden Gruppen. Der Ungar spielt vor seinen verbannten Landsleuten heimische Volksmelodien. Man muß diese ungarischen Weisen von Joachim, der, wie Keiner, seine ganze Seele in sein Instrument zu legen versteht, gehört haben, man muß diese tiefe Wehmuth, diese heiße Sehnsucht, dies wilde Jauchzen der Töne von Joachim selbst vernommen haben, um den gewaltigen Eindruck zu begreifen, den diese vaterländische Musik auf die Ungarn hervorbrachte. Je nach dem Temperament der Anwesenden äußerte sich die Empfindung der Zuhörer in verschiedener Weise. Der sinnige Klapka saß, den Kopf in die hohle Hand gestützt, vor sich hinstarrend in einer Ecke des Sophas, das dunkle Auge schien durch einen Thränenschleier zu schwimmen, andere summten die wohlbekannten Nationalmelodien unwillkürlich mit oder drückten sich unbewußter die verschlungenen Hände, während der heißblütige Kemety den Virtuosen stürmisch an die Brust drückte, mit Küssen

bedeckte, in welche sich warme Tropfen mischten, die dem Auge entrollten. Immer wieder und wieder mußte der Künstler dem stürmischen Verlangen nach Wiederholung genügen, und immer ertönte dem Landsmann ein schallendes „Eljen" entgegen. Es dauerte lange Zeit, ehe der Strom der Unterhaltung wieder in sein ruhiges Bett sich abdämmte und Einer der Anwesenden ergötzliche Anekdoten aus der Heimath zum Besten geben konnte.

Nach Beendigung der ungarischen Revolution und der Rückkehr zur alten Ordnung bereiste eine hochgestellte Person die verschiedenen ungarischen Provinzen, um sich von dem jetzigen Zustande der Dinge aus eigener Anschauung zu überzeugen. Er kam auch in eine ungarische Stadt, die sich früher, sowohl im Civil als Militair, durch ihre antiösterreichische widerspenstige Gesinnung ausgezeichnet hatte. Eine Abtheilung Husaren empfing den hohen Herrn mit lautem „Vivat-Ruf". Dieser frug den Commandeur: „Sagen Sie mir, Herr Obrist, warum lassen Sie die Leute nicht in ihrer Landessprache rufen, warum „Vivat" und nicht „Eljen"?

„Entschuldigen, Hoheit," antwortete der verlegene Offizier, „wenn ich die Kerle „Eljen" rufen lasse, dann habe ich sie nicht mehr in meiner Gewalt, denn dann rufen sie Alle „Eljen Kossuth!"

Die Rede kam auch auf Naturwissenschaften und

namentlich auf den thierischen Magnetismus und dessen geheimnißvolle Wunder. Der deutsche General ***, einer der gebildetsten Militairs im *** Lande, früher ein intimer Freund Alexander's von Humboldt, erzählte seine Begebnisse mit dem Magnetiseur Professor Laurent aus Paris, der mit einer Somnambule, Dlle. Prudence in Frankreich, Belgien und zuletzt in Ostende Experimente ausführte, die kein Verstand des Verständigen begreifen konnte. In Frankfurt am Main wurde ihm die Erlaubniß verweigert, mit dem zum Schatten abgemagerten Wesen für Geld öffentlich Schaustellungen zu geben; wie recht die Behörde gehandelt, bewies der bald darauf erfolgte Tod der Dlle. Prudence. General *** erzählte unter Anderem, daß die Hellseherin seine und seiner Freunde Gedanken errathen und von ihrem Magnetiseur gezwungen wurde, in somnambulem Zustand Handlungen auszuführen, die irgend einer der Anwesenden auf ein Blatt Papier geschrieben hatte. So z. B. wurde vor sie hin, die auf einer mäßig erhöhten Tribüne vor den Zuschauern saß, ein Tischchen mit einem leeren Glas gestellt. Laurent bat den General, auf ein Blatt Papier die Namen der Flüssigkeit zu schreiben, welche Dlle. Prudence in ihrem Zustande zu trinken glauben solle; dieser schrieb die Worte „Champagner", später „Blut", und behielt den Zettel bei sich. Nun forderte Laurent den General auf, ihm die Hände zu reichen, das Geschriebene fest in Gedanken

zu behalten, ehe er sich mit der Seherin in geistigen Rapport setze. Auf den Befehl zu trinken, nahm sie das leere Glas, setzte es anfangs mit allen Zeichen des Behagens an die Lippen, plötzlich stieß sie einen schrillen Laut des Entsetzens aus und schleuderte das Trinkgefäß mit den Zeichen des höchsten Abscheus von sich.

Eine der hochgestelltesten Personen in Deutschland flüstert auf die Aufforderung des Professors, eine Blume zu denken, dem General das Wort Veilchen in's Ohr, widerruft aber und sagt: „ich will lieber die Rose wählen.“ Da lispelt die Somnambule behaglich: „welch' ein schöner Geruch von Rosen und Veilchen!“

Wenn man auch allgemein überzeugt war, daß Laurent ein feiner Betrüger, die Prudence eine in seinem Solde stehende treffliche Schauspielerin war, so hat doch keine der zahllosen wissenschaftlichen Autoritäten, die jenen Vorstellungen beiwohnten, je die Art und Weise ergründen können, in welcher die Betrügereien bewerkstelligt wurden, und welche die Prudence mit dem Leben bezahlt hat.

Ich gebe Ihnen, schloß der würdige General seine anregende Erzählung, noch einen Vorfall zum Besten, den ich aus dem Munde meines Königs habe. Ich wiederhole das mir Mitgetheilte ohne Nebenbemerkung, ohne Commentar und erwähne blos, daß die Persönlichkeit der handelnden Personen die Annahme eines Scherzes im höchsten Grade unwahrscheinlich macht.

Der Erzbischof von Upsala besuchte auf einer Reise durch Deutschland auch unsern königlichen Hof und hatte die Ehre, von Sr. Majestät zur Tafel gezogen zu werden. Bald kam die Rede auf den maßlosen Aberglauben, der jetzt noch in den Lappmarken herrsche, wo noch der Glaube an Zauberer und erbliche unheimliche Künste in manchen Familien bis zur Stunde fest wurzelt. Der Erzbischof selbst war vor mehreren Jahren von der höchsten Landesbehörde an der Spitze einer Commission dahin gesandt worden, um dieses wüste irreligiöse Treiben mit Ernst und Strenge zu untersuchen und auszurotten. Ein Arzt und ein höherer Beamter waren dieser Mission beigegeben worden.

„Bei dem Mangel an Verkehrsmitteln," fuhr der Erzbischof in seiner Erzählung fort, „war unsere Reise eben so lang als beschwerlich. Der Zweck derselben war nur uns bekannt, und wir nahmen, diesen in ein tiefes Geheimniß hüllend, für unsere Wohnung die Gastfreundschaft eines reichen Mannes in Anspruch, der in dem unheimlichen Rufe stand, über finstere Zaubermittel gebieten zu können. Zu unserer Verwunderung deutete nichts im Aeußern oder im Haushalt desselben darauf hin, diesen Ruf zu begründen. Mit der gewohnten Gastlichkeit der Lappmarken wurden uns von dem Wirth des Hauses, einem offen aussehenden behäbigen Manne, die besten Zimmer eingeräumt und Alles, was Küche und Keller vermochte, aufgeboten,

die Gäste zu ehren. Zu unserem Erstaunen machte aber weder unser Gastgeber, noch irgend ein anderer Mensch im Orte ein Hehl daraus, daß Peter Lärdal — so hieß der Mann — im Besitze übernatürlicher Kräfte, ja geradezu ein „Zauberer sei. Am dritten Tage, als wir gemüthlich am Frühstückstische beisammen saßen, brachte ich unter dem Vorwande der Neugierde das Gespräch auf das Thema und frug Lärdal, ob es ihm nicht unangenehm sei, in solchem Rufe zu stehen. Ein feines Lächeln glitt über die Züge des Mannes: „Was nützt es denn, hochwürdigster Herr Erzbischof, daß Sie mir den Zweck Ihrer Frage verbergen wollen? Sie und diese Herren sind ja doch nur deshalb da, um die Wahrheit dieses Rufes zu ergründen und mich zur Verantwortung zu ziehen.“ „Nun denn,“ entgegnete ich energisch, „wenn Ihr es schon wißt, ja, wir sind hier, um diesen Aberglauben zu zerstören und diesem Unsinn ein Ende zu machen.“

„Das mögen Sie halten, wie Sie wollen und können, aber Unsinn, lieber Herr, Unsinn ist die Sache nicht,“ antwortete Lärdal mit leichtem Kopfschütteln.

„Was wollen Sie damit sagen?“ antwortete ich in strengem Tone.

„Ich will Ihnen den Glauben in die Hand geben. Meine Seele, mein Geist, oder wie Sie es nennen wollen, soll vor Ihren Augen des Körpers Haus verlassen und sich an einen Ort begeben, den Sie selbst

bestimmen werden. Nach der Rückkehr will ich Ihnen Beweise dafür liefern, daß meine Seele in Ihrem Dienst an dem von Ihnen bezeichneten Platze gewesen. Wollen Sie diese Ueberzeugung haben?"

„Die widerstreitendsten Empfindungen," fuhr der Erzbischof fort, „bemächtigten sich meiner. Furcht vor dem Bewußtsein, zu einem frevelhaften Spiel mit dem Heiligsten meine Hand zu bieten, der Wunsch, einem etwaigen Betrug auf die Spur zu kommen und ihn zu entlarven, und heftige Neugierde, zu erfahren, wie der schlichte Mann sein Wort lösen werde, kämpften in mir. Letztere, das Erbtheil aller Evakinder, trug den Sieg davon. Ich willigte in den Vorschlag und trug Lärdal auf, seine Seele in mein Haus zu senden, mir zu sagen, was in diesem Augenblick meine Frau beginne, und die Beweise für seine Anwesenheit daselbst zu liefern. Es versteht sich von selbst, daß meine Reisegefährten, von noch brennenderer Neugierde beseelt, als ich, mit meinem Thun vollständig einverstanden waren.

„Nun wohl, Ihr Herrn," sprach Lärdal, „gönnen Sie mir eine Viertelstunde Zeit zu meinen Vorbereitungen." Kaum war diese verflossen, so erschien unser Hauswirth wieder, in der Hand eine Pfanne mit trockenen Kräutern tragend. „Ihr Herren," fuhr er fort, „ich werde diese Kräuter anzünden und den Duft derselben einathmen. In wenig Minuten wird mein Geist

aus meinem Körper entweichen, und alle Anzeichen des Todes an diesem sichtbar werden. Hüten Sie sich, meine Herren," fuhr er sehr ernst mit feierlich gehobener Stimme fort, „in diesem Zustande Versuche zu meiner Wiederbelebung zu machen, oder mich auch nur zu berühren, der Erfolg wäre mein sicherer Tod. In einer Stunde wird sich mein Körper von selbst wieder beleben und Ihnen Nachricht aus der Heimath bringen."

Nach einer unheimlichen Pause, während welcher Keiner von uns ein Wort der Entgegnung finden konnte, setzte der Zauberer die trockenen Kräuter in Brand und hielt seinen Kopf über den übelriechenden narkotischen Dampf derselben. In wenig Minuten bedeckte Leichenblässe sein Gesicht, der Körper fiel nach kurzen Zuckungen in den Lehnstuhl, in welchem jene Procedur vorgenommen wurde, zurück und lag regungslos, in Allem einem Todten gleichend, da.

„Um Gotteswillen," rief der Arzt entsetzt aus, „der Mensch scheint sich vergiftet zu haben, er stirbt wirklich, wenn man ihm nicht schnelle Hülfe bringt!"

Ich mußte ihn mit Gewalt zurückhalten, ehe er seinen Vorsatz ausführen und auf den Bewußtlosen hinstürzen konnte.

„Haben Sie vergessen, daß der Unglückliche uns beschwor, in dem jetzt eingetretenen Falle seinen Körper nicht zu berühren, wenn wir ihn nicht wirklich tödten wollen? Haben wir gegen unser Gewissen unsere Ein-

willigung zu dem unheimlichen Experiment gegeben, so müssen wir auch den Erfolg abwarten."

Nach einer in athemloser Spannung verlebten endlosen Stunde kehrte langsam, aber sichtlich wieder die Farbe des Lebens auf die Wangen des Entseelten zurück, die Brust hob sich unter stürmischen Schlägen, die nach und nach in ein regelmäßiges Athemholen übergingen.

Bald darauf wendete er sich mit den Worten an mich: „Ihre Frau ist in diesem Augenblick in der Küche."

„Ja wohl," entgegnete lächelnd der Arzt, „um diese Stunde pflegen, wie Sie wohl wissen, alle Frauen bei uns in der Küche zu sein."

Ohne diesen ungläubigen Einwand einer Entgegnung zu würdigen, beschrieb mir Lärdal meine Wohnung und Küchenräume, die er meines Wissens nie betreten hatte, bis in's kleinste Detail mit der pünktlichsten Genauigkeit. „Zum Beweis, daß ich wirklich dort war," schloß er seinen Bericht, „habe ich den Ehering Ihrer Frau, den selbe bei der Zubereitung einer Speise vom Finger streifte, auf den Grund des Kohlenkorbes versteckt."

Ich schrieb sofort — es war am 28. Mai — nach Hause, und frug meine Frau, was sie um 11 Uhr an diesem Tage begonnen habe. Ich bat sie, ihr Gedächtniß recht genau zu prüfen und mir recht sorgfältig

Bericht abzustatten. Nach fünfzehn Tagen, so lange brauchte bei den schlechten Verbindungswegen der Brief und die Antwort Zeit, schrieb mir meine Frau, sie wäre den 28. Mai um 11 Uhr mit der Bereitung einer Mehlspeise beschäftigt gewesen. Es wäre ihr der Tag unvergeßlich, weil ihr an demselben ihr Trauring verloren gegangen wäre, den sie kurz vorher am Finger gehabt habe und trotz alles Suchens nicht wiederfinden könne. Wahrscheinlich habe ihn ein Mann entwendet, der sich, in der Kleidung eines wohlhabenden Bewohners der Lappmarken, einen Augenblick in der Küche gezeigt, aber, als er um sein Begehren gefragt worden sei, sich wortlos wieder entfernt habe."

Der Trauring fand sich später in der Küche des Erzbischofs im Kohlenkorbe wieder vor.

Es versteht sich von selbst, daß die Mittheilung dieser Geschichte von allen Anwesenden mit ungläubigem Lächeln und nach Beendigung derselben unter lebhafter Debatte über die Möglichkeit des Ereignisses aufgenommen wurde. Alles lachte, und einige der Flüchtlinge stellten das Ganze als eine geistreiche Mystification des Königs hin. Der ehrwürdige General aber versicherte ernstlich, daß die Erzählung von dem betreffenden Würdenträger der Kirche wirklich vorgetragen worden war, und so gingen wir denn scherzend über die Gläubigkeit des neunzehnten Jahrhunderts bald auf ein anderes Thema über.

Volksleben in Kopenhagen.

„Sie wollen jetzt nach Dänemark reisen, was haben Sie als Deutscher dort zu suchen?"

Diese permanente Antwort mußte ich durch acht Tage von Jedem anhören, den ich aufforderte, mich auf einem Ausfluge nach Kopenhagen zu begleiten. Es kostete mich Mühe und Ueberredung genug, ein paar vernünftigen Menschen begreiflich zu machen, daß ich für die „Dänen" und namentlich für die dänische Regierung ebenso wenig Sympathien empfinde, als irgend ein anderer Mensch im Vaterlande, daß mich diese Abneigung aber nicht hindere, einen Ausflug nach der scandinavischen Hauptstadt für das Lohnendste zu halten, was man bei beschränkter Zeit erreichen könne. Meine Reisegefährten machten nur noch die Bedingung, vor der Fahrt nach Kopenhagen die prächtige Insel Helgoland zu besuchen, auf der wir eben ankamen, um der Feier der glücklichen Rettung des Königs von Preußen aus Mörderhand mit beizuwohnen und zwei Hannoveraner sich unsterblich blamiren zu sehen, die einen Beitrag zu einer Sammlung für die deutsche Flotte verweigerten, „wenn selbe unter preußischer Oberherrschaft stehe." Eine bessere Einleitung zu unserer dänischen Reise konnten wir wohl nicht finden, als diesen Beitrag zur Lächerlichkeit der Na-

tionalitäts-Eifersüchtelei unter deutschen Landsleuten für eine wahrhaft deutsche Sache. Gott bessers.

Ein Beweis der bitter feindlichen Stimmung der Dänen gegen Deutschland tritt dem Fremden schon bei der Ankunft in Kopenhagen auffallend entgegen. Während vor einigen Jahren, bei meiner letzten Anwesenheit daselbst, alle Aufschriften, Bilder, Bekanntmachungen ꝛc. in dänischer und deutscher Sprache abgefaßt waren, sind letztere spurlos verschwunden. Es überfällt uns ein sonderbar unheimliches Gefühl, mit dem ersten Schritt in ein fremdes Land von den heimathlichen Lauten so ganz und gar abgeschnitten zu sein. Selbst der Gang der Züge auf der Eisenbahn ja selbst die Speisekarte in den deutschen Hôtels, ist dänisch abgefaßt. Natürlich begünstigt die Regierung diesen Deutschenhaß auf das Allerwärmste und mit beinahe kindischem Eifer, wofür die „Feier des Sieges bei Idstedt," der wir beiwohnten, und auf welche ich später zurückkommen werde, einen recht auffallenden Beleg abgab. Offenbar aber lauert hinter dieser so ostensibel zur Schau getragenen Abneigung die Furcht vor „deutschen Hieben" und vor dem, was die nächste Zeit verhängnißvoll bringen könnte.

Die Hauptsache, warum ich nach Kopenhagen gekommen und warum ich meine Freunde zu diesem Ausflug gepreßt hatte, war die Beobachtung des Volkslebens, welches sich in voller Naturwüchsigkeit fast nur

hier allein noch vorfindet, wenigstens in Deutschland nichts, auch nur annähernd Aehnliches aufzuweisen hat. Die reizende Lage der dänischen Hauptstadt, die reiche Sammlung von Kunstwerken, die selbe ihrem edelsten Sohne, dem großen Thorwaldsen, dankt, ist bereits in zahllosen Reisewerken genügend geschildert worden, wenden wir daher unsere Schritte diesmal zuerst zu dem A und O eines jeden richtigen Kopenhageners, zu dem großartigen

Tivoli.

Nirgend existirt, sowohl in der Anlage, als in der Ausführung, ein ähnliches Etablissement. Alle nur denkbaren Bedingungen für ein Vergnügungslokal für alle Klassen der Bevölkerung sind hier vereinigt und gelöst. Als der geniale Carstenson, auf welchen wir später zurückkommen werden, dem Ministerium den Plan zu diesem Unternehmen vorlegte, überließ die Regierung der Aktiengesellschaft, die sich zur Realisirung desselben gebildet hatte, den prachtvollen Platz hierzu, der ein Kapital von mindestens einer halben Million repräsentirt, auf unbestimmte Zeit unentgeltlich, indem die Gemeinnützigkeit der Idee klar auf der Hand lag. Wollte das Ministerium den Platz heute zurück, oder bezahlt verlangen, so wäre der Sturz desselben, ja eine Revolution die unabänderliche Folge. Wer den Kopenhagener und sein Tivoli kennt, der wird diese Behauptung nicht für übertrieben halten. Reich und

Arm, Hoch und Niedrig, Jung und Alt hat das Tivoli in's Herz geschlossen, jeder Kopenhagener, ich behaupte Jeder, ohne Ausnahme, besucht sein liebes Tivoli die Woche ein oder zwei Mal, und an Sonntagen gleicht der Zug dahin in Wahrheit einer Völkerwanderung.

Worin liegt dieser Zauber, der alle Welt anzieht? Zuerst in der ungemeinen Billigkeit, die den Platz für Jedermann zugänglich macht, eine Billigkeit, die, eben nur dadurch ermöglicht wird, daß Grund und Boden nicht verzinst zu werden braucht.

Das Entrée beträgt pro Person 1 Mark = 3½ Sgr. Wolle mir der freundliche Leser folgen und mit mir sehen, was ihm für seine 3½ Silbergroschen geboten wird.

Um den Weg brauchen wir uns nicht zu erkundigen, zahlreiche Fußgänger und fortwährend ab und zu fahrende Omnibuswagen führen uns ohne Frage die kurze Strecke vor das Westerthor, wo das geschmackvolle Eingangsgitter, beim Einbruch der Dunkelheit mit unzähligen reizend gruppirten farbigen Lampen beleuchtet, uns sofort in die Augen fällt.

Ein stets zahlreiches, aus allen Ständen bestehendes Publikum durchschwärmt bereits fröhlich die ausgedehnten großartigen Anlagen. An Sonntagen werden z. B. zwölf bis vierzehntausend Billets ausgegeben, die Aktiengesellschaft, als Eigenthümerin des Etablissements, ist dadurch im Stande, trotz des winzigen

Eintrittspreises, auch in diesem Jahre den Theilhabern eine Dividende von zehn Procent zu bezahlen. Besehen wir uns das stets wechselnde Programm einer Vorstellung im Tivoli.

1) Um 5 Uhr beginnt unter Leitung des bekannten Componisten C. Lumbye in dem reizend arrangirten großen Musiksaal ein großes Concert, wobei derselbe ein Schlachtgemälde „unter Accompagnement von Kanonenschlägen, Musketensalven, Horn-, Trommel- und Trompetensignalen" zum ersten Mal executiren läßt. 2) und 3) Auf dem Theater im Freien folgen die Productionen der Geschwister Cotrelly und im offenen Circus jene des bekannten Kunstreiters Loisset mit seiner Gesellschaft. 4) Im geschlossenen Circus zeigt Professor Förster aus London großartige Nebelbilder. 5) Komische Pantomime auf dem Theater, unter Mitwirkung der Geschwister Osmond, worin der ungemein beliebte, und in seiner Art auch treffliche Pierrot-Darsteller Herr Volkerson mitwirkt. 6) Eine Seiltänzer-Gesellschaft zeigt ihre Kunststücke. 7) Lebende Bilder. 8) Tombola. 9) Vorstellung des Kunstreiters Loisset im geschlossenen Circus. 10) Großartiges Feuerwerk. 11) Auf der sogenannten Insel und in den vielen Restaurationslokalen sind fortwährend Concerte und Vorträge von deutschen, schwedischen und dänischen Volkssängergesellschaften.

Die Anlage ist mit geschmackvollen Blumengruppen,

Irrgärten, riesigen Lauben, Statuen ꝛc. und unzähligen Volksbelustigungen versehen, Carousel, Kraftmesser, Menagerien, eine Rutschbahn im größten Maßstabe, Kegelbahnen mit künstlichen Ueberraschungen für den Sieger, Schießstände, Bazare ꝛc. stoßen dem Beschauer fast bei jedem Schritte auf, große und kleine Speise- und Erfrischungslokale laden den Müden und Durstigen zu trefflicher Naturalverpflegung bei billigen, von der Direktion*) streng normirten Preisen ein; unter Ab- und Zuströmen der Menge, im bunten Wechsel der fortwährend sich ablösenden Unterhaltungen bleibt die Schaulust bis Mitternacht rege, wo die Massen dicht gedrängt und froh bewegt nach Hause eilen.

Kein Mann Polizei wird in den weiten Räumen sichtbar, jede Rohheit, jede Unanständigkeit, würde je eine solche hier gewagt werden, würde sofort an jedem der Anwesenden einen strengen Richter finden, ehe die Behörde Zeit hätte, sich in's Mittel zu legen.

Nach diesen einfachen Umrissen wird es der freundliche Leser wohl begreiflich finden, daß den Fremden sofort die Frage empfängt: Waren Sie schon in unserm Tivoli? und daß der echte Kopenhagener den Tag für verloren ansieht, an dem er verhindert ist, sein geliebtes Tivoli zu besuchen. Es war daher ein mehr als kühnes Wagniß, als Carstenson, der Gründer

*) Die Direktion besteht stets aus einem Beamten, einem geachteten, intelligenten Bürger und einem namhaften Schriftsteller.

desselben, mit dem Plane hervorrückte, seiner Schöpfung eine Nebenbuhlerin zu schaffen, die dieselbe noch überflügeln soll.

Carstenson ist für die Vergnügungen der Kopenhagener das, was Thorwaldsen für den künstlerischen Ruf der Hauptstadt ist. Wir wollen daher in flüchtigen Umrissen die Laufbahn dieses genialen Abenteurer's zu zeichnen suchen. Nach einem bewegten Leben als ehemaliger Offizier der Fremdenlegion von Algier in seine Vaterstadt zurückgekehrt, entwarf er, ein geborener, nicht gelehrter Architekt, die Pläne zum Tivoli in allen Details, und rief selbe auf Rechnung einer von ihm gegründeten Aktiengesellschaft in's Leben. Es wurde ihm ein so namhafter Antheil am Gewinn zugesichert, daß er sich ruhig hätte in seiner Heimath niederlassen und seiner Schöpfung freuen können. Aber Ruhe lag nicht im Charakter Carstenson's. Nachdem unter seiner Leitung das ungemein beliebte und an Zweckmäßigkeit und Genialität der Anlage unübertroffene Casinotheater ebenfalls auf Aktien gebaut wurde, ließ sich unser Carstenson seinen Antheil an den beiden Unternehmen mit einer namhaften Summe abkaufen und ging nach — New-York, um mit einem Compagnon den dortigen Industriepalast für die Ausstellung zu bauen. Die Speculation schlug fehl, das große Unternehmen rentirte nicht, und Carstenson kehrte nach zwei Jahren von Amerika ebenso arm und mittellos

nach Kopenhagen zurück, als er von Algier dahin gekommen war.

Mit der ihm eigenen Genialität entwarf er nun den Plan zur Alhambra, welche das Tivoli überflügeln sollte. In wenig Wochen war das nöthige Kapital dazu, abermals durch Actionäre, aufgebracht und der Bau in Angriff genommen. Mit fieberhafter Hast trieb Carstenson zur Vollendung, die er nicht mehr schauen sollte, denn kurz vor Beendigung des Baues starb er, arm und körperlich wie pecuniär ruinirt, und das Geschick seiner Famile der öffentlichen Wohlthätigkeit überlassend, welche sich auch an derselben in glänzender Weise bewährte. Während er ein großes Vermögen hätte hinterlassen können, versplitterte er dasselbe in der Manie, sich fortwährend neue, feenhaft dekorirte Wohnungen zu arrangiren. Kaum war mit enormen Kosten eine Idee ausgeführt und er in die prachtvollen Räume eines neuen Hauses eingezogen, so widerte seine stets arbeitende Phantasie das originelle Einerlei seiner Schöpfung an, die reiche Ausstattung wurde mit außerordentlichen Verlusten verkauft und eine neue Einrichtung erfunden; ähnlich wie Alexander Dumas verschleuderte er die reichen Früchte seiner Arbeit in phantastischen Entwürfen und ruhelosem Schaffen genialer Projecte.

Das Hauptgebäude (Theater und Concertsaal) der Alhambra ist beides in maurischem Styl erbaut. Das

Theater enthält in amphitheatralischer Form über 2000 bequeme Sitzplätze, die hohen Bogenfenster von farbigem Glas machen einen imposanten Effect. Statt des in Schauspielhäusern gewöhnlichen Kronleuchters im Zuschauerraume entzündet sich hier im Zwischenact plötzlich eine aus unzähligen dicht an einander gedrängten Gasflammen bestehende und unter einem concaven Glasbehälter befindliche Sonne, deren Licht sich, durch Reverberen vervielfältigt, über das Auditorium tageshell ergießt und mit dem Beginn der Vorstellung wieder erlischt. Es ist dies eine ganz vortreffliche, zweckmäßige und wahrhaft überraschende Neuerung, deren Einführung an allen deutschen Bühnen zu wünschen wäre.

Schreiber dieses wohnte in der Alhambra — am 25. Juli — dem Siegesfest der Schlacht bei Idstedt bei, bei dem freilich der Wille, die Festlichkeit recht großartig zu gestatten, eben so wie im Tivoli, weit hinter der Ausführung zurückblieb und wie eine kindische Ostentation aussah. Schon den ganzen Tag lief eine Bande in schlechte Uniformen gekleideter Jungen trommelnd durch die Straßen der Stadt. Ich habe nicht erfahren können, ob diese bettelhafte Militairkleidung irgend einem Institut angehört oder blos als Maskerade zur Feier des Tages dienen sollte. Auch an den öffentlichen Belustigungsorten fand ich diese jugendlichen Lärmmacher wieder in voller Thätig-

keit. Das Fest eröffnete ein Schlachtgesang, in Begleitung von 24 Kanonenschlägen. Drei Lustspiele mit Gesang, von denen ich, der dänischen Sprache nicht mächtig, nichts verstand, als das dieselbe recht mangelhaft aufgeführt wurden, lebende Bilder auf dem Theater im Garten unter Gottes blauem Himmel von der Gesellschaft eines Herrn Alfonso und „dessen Damen" ausgeführt, wobei fleischfarbene Tricots die Hauptrolle spielten, großes Concert mit einem neuen Tongemälde: „Die Schlacht bei Idstedt," ein ziemlich wilder Tanz einer bildhübschen Künstlerin, Frl. Louise Hélin, die Pantomime: „Pierot als Barbier" und ein von hundert Soldaten ausgeführtes Schlachttableau unter Feuerwerksbegleitung, das waren so ziemlich die Ingredienzen zur mageren Siegesfeier. Das zahlreich versammelte Publikum verhielt sich leidlich passiv und gab dem Schreiber dieser Zeilen auch hier Gelegenheit, den Takt zu bewundern, mit welchem in Kopenhagen sich die Menge bei Massenversammlungen aus allen Ständen benimmt. Nicht die geringste Störung fällt vor, Alles bewegt sich froh durcheinander und vergnügt sich harmlos an dem Gebotenen. In Berlin würde — leider muß dies ausgesprochen sein — ein öffentlicher Vergnügungsort für alle Klassen der Gesellschaft mit einem so geringen Eintrittspreis ohne Exceß nicht denkbar sein. Freilich zeichnet sich der Berliner Pöbel

an Rohheit vor dem der anderen deutschen Hauptstädte auf traurige Weise aus.

Uebrigens liegen die jetzigen Leiter der Alhambra und die Aktionäre des Instituts nicht auf Rosen. Das Lokal konnte nur ein Jahr, durch den Reiz der Neuheit getragen, der gewaltigen Concurrenz des Tivoli widerstehen, schon im nächsten Monat wird dasselbe unter dem Subhastationshammer dem Meistbietenden zugeschlagen werden, ob es dann unter tüchtigerer Leitung als die jetzige, allerdings sehr mangelhafte und einseitige, sich wird halten können, bleibe dahingestellt. Nach dem Westerthore hinaus schließt sich ein Vergnügungslokal, eine Schaustellung an die andere an — ich erwähne als Curiosum „die Mumie der Pastrana;" — die prachtvollsten Gärten für Biertrinker mit eleganten Salons reihen sich an einander, und an allen diesen Bauten ist der Einfluß der originellen Carstenson'schen Architektur unverkennbar.

Auch das Seebad Marienlyst cultivirten in neuester Zeit durch Aufstellung einer Masse von Schaubuden, Restaurationen mit Tanzböden und Sängergesellschaften die Lust an öffentlichen Unterhaltungen. Dies Unternehmen ist ebenfalls durch eine Aktiengesellschaft in's Leben gerufen und durch Schenkung des prachtvollsten und ausgedehntesten Waldbodens, in Berücksichtigung des gemeinnützigen Zweckes, vom Ministerium auf's Humanste unterstützt worden.

Einen lohnenderen Ausflug, als den nach Helsingör*) über Marienlyst und zurück durch den Thiergarten kann man sich nicht denken. Für Personen von etwas lebhafter Phantasie wird am ersteren Ort auch die Hamletterasse, auf welcher Shakespeare den Geist des Dänenkönigs erscheinen läßt, und Hamlet's Grab Interesse haben. Letzteres wird auf einer kleinen Wiese des Gasthausgartens gezeigt, ist mit einem abgerundeten, sehr roh gearbeiteten Säulenstumpf verziert und läßt der Einbildungskraft des Beschauers den ausgedehntesten Spielraum übrig. Für Personen, welche auch die 3½ Sgr. Entrée in's Tivoli oder Alhambra nicht auftreiben können, bieten die Volksfeste im Thiergarten während zwei Monaten (Juni und Juli) den ausgedehntesten Unterhaltungsstoff. Bekanntlich zeichnet sich der Thiergarten durch seinen riesigen Baumwuchs und seine wunderbar schönen Anlagen aus. Während nun die glücklich situirte Minderheit in ihren Equipagen auf und ab stolzirend, ihr liebes

---

*) Das Dampfboot fährt dahin durch den Hafen, mitten durch die halbvermoderte dänische Kriegsflotte, von der ein Schiff im Jahre 1848 den ganzen Ostseehandel darniederstreckte. Schreiber dieses sah diesen Popanz, auf einer Reise nach Petersburg auf dem russischen Dampfboot Wladimir, drohend vor Swinemünde liegen und vor dem russischen Adler salutiren. Möge jeder Deutsche, der dieses Namens werth ist, jetzt nach Kräften sein Scherflein zur Bildung einer deutschen Flotte, zur Abwendung ähnlicher Schmach, beitragen.

„Ich" die Allee entlang zur Schau führen läßt, treibt sich die Menge auf den von prachtvollen Buchen eingeschlossenen Wiesen herum, wo zahllose Zelte, Buden mit Erfrischungen, Gauklerbanden, Seiltänzer, Taschenspieler, Caroussels, Feuerfresser ꝛc. ꝛc. für den Preis von einem Skilling = 3 Pfennige — zum Besuche einladen. Hier geht es, namentlich an Sonn- und Festtagen, toll und lustig zu, und hier sollen sich allerdings, um mit dem Herzog Heinrich von Reuß-Schleiz-Lobenstein zu sprechen, mit einbrechender Dunkelheit die Begriffe von „Anständig" und „Unanständig" etwas zu verwirren anfangen. Nichts desto weniger hört aber auch dann die Gemüthlichkeit nicht auf, und rohe Aeußerungen von Betrunkenheit, Scandal und wüsten Lärm, wie bei ähnlichen Gelegenheiten in großen Städten unvermeidlich, wird der Fremde hier vergebens suchen. Welch' ein Contrast zwischen den ekelhaften Orgien des Hamburger Berges und dem frohen Volkstreiben in Kopenhagen! Worin liegt der Unterschied? Die Regierung unterstützt an letzterem Ort die Unternehmer öffentlicher Vergnügungslokale in jeder denkbaren Weise und ermöglicht es denselben, diese durch sehr geringe Eintrittspreise für alle Klassen zugleich zu öffnen, während die schweren Lasten, die in Deutschland auf derartigen Etablissements ruhen, dies geradezu unmöglich machen. Wäre in Wien, Hamburg oder Berlin das Zustandekommen eines Institutes, wie das Kopen-

hagener Tivoli, unter ähnlichen Bedingungen denkbar, so würde dem Volke eine wahre Wohlthat erwiesen werden, die sogenannten kleinen Leute würden ihre paar Pfennige nicht mehr den Schnapsbuden zutragen, sondern nach und nach Sinn für anständigere Vergnügungen finden, das Zusammentreffen mit Gebildeteren würde nicht ohne Einfluß bleiben, und viele Rohheiten würden verschwinden, die uns jetzt mit Indignation erfüllen. Darauf hinzudeuten, ist der Zweck dieser Zeilen; möge derselbe kein verlorener sein!

Der arme Josy.*)

Die ewige Wanderlust, welche mich in früheren Jahren noch mehr als jetzt beherrschte, obwohl mich bis zur Stunde manchmal meine tolle Ahasver-Laune Jahre lang von Land zu Land hetzt, ließ mich unter den gebotenen Engagements-Anträgen immer den wäh-

*) Erschien vor Jahren in dem „Tagebuch des alten Komödianten" desselben Verfassers, in Leipzig bei Otto Wigand, wurde damals in fast alle modernen Sprachen übersetzt, und der Stoff auch zu einem Drama benutzt. Da das Buch vergriffen ist, so dürfte der Wiederabdruck mit Erlaubniß des ersten Verlegers wohl gerechtfertigt erscheinen. Der Verleger.

len, der die weiteste und mühseligste Reise bedingte. So hielt ich es für ein großes Glück, im zweiten Jahre meiner theatralischen Laufbahn einen Ruf an das Theater in Agram zu erhalten. Agram, die Hauptstadt Croatiens, so nahe der türkischen Grenze, welch' eine reiche Aussicht auf neue Erfahrungen, auf nie Gesehenes, welch ein Sporn für den feurigen Kunstjünger zur freudigen Zusage! Ein vorher zugesagtes Gastspiel in Laibach gab mir Hoffnung, durch einen nicht übergroßen Umweg nebst meinen Reisespesen bei Sparsamkeit so viel zu erübrigen, um meiner Sehnsucht, Triest und Venedig zu sehen, Erfüllung prophezeien zu können.

Das Gastspiel in Laibach war nach Wunsch ausgefallen; die erübrigte, für meine damaligen Verhältnisse enorme Summe von 80 Fl. C.-M. war bis auf einen kleinen, kleinen Rest gegen die Seligkeit des Anschauens der beiden Wunderstädte Oberitaliens und ihrer Herrlichkeiten zu Meer und Land eingetauscht worden; und der, wie gesagt, sehr zu Neige gehende Bestand meiner Börse forderte mich, bei meiner Rückkunft nach Laibach, dringend zur äußersten Sparsamkeit auf, wenn ich anders das Ziel meiner Reise, mein Agram — das damals meine Phantasie zu einem Bilde gestaltet hatte, wie ich mir jetzt ungefähr Alexandrien oder Kairo denke, — wenn ich also dies mein Mekka, und zugleich mit dem Einzug in dies Asyl die ferneren Existenz-Mittel erreichen wollte.

Von meiner künftigen Direction hatte ich den freundlichen Auftrag erhalten, bei dem laibacher Musiklehrer Maschek eine Violine abzuholen, und derselben bis Agram ein Plätzchen in meinem Wagen gefälligst zu gönnen. — Der gute Zwonizek — so lautete der verhängnißvolle Name meines künftigen Directors — hatte keine Ahnung davon, daß ich im sträflichen und doch so verzeihlichen Leichtsinne mein Reisegeld auf dem adriatischen Meere, in der Adelsberger Grotte und auf dem theuern Pflaster Triests verlustirt hatte und daher gezwungen war, mich auf der langweiligen Straße von Laibach nach Agram meinen eigenen gesunden Füßen und den Transport meiner kleinen Häbseligkeiten meinem breiten Rücken anzuvertrauen. Nichts desto weniger war mir der Auftrag meines künftigen Gebieters heilig; so wurde denn die mir anvertraute Violine auf das nette, schlanke Ränzlein geschnallt, und mit einem tüchtigen Stock in der Hand wanderte ich, einem fahrenden, d. h. zu Fuße fahrenden Schüler nicht unähnlich, an einem schönen Sommermorgen hinaus in die frische, grüne, unbekannte Gotteswelt. Wenn Salz und Brod wirklich die Wangen roth macht, so muß ich in diesen Tagen sehr blühend ausgesehen haben.

So schritt ich munter vorwärts an den romantischen Ufern der Save (hier sehr unpoetisch Sau genannt) und ergötzte mich im Anschauen der herrlichen Gegend, die in feierlicher Einsamkeit vor mir ausge-

breitet lag, — eine Eigenschaft, die nur zu bald verderbenbringend für mich werden sollte. Mir linker Hand das stille Flüßchen, an dessen jenseitigem Ufer in weiter Ferne ein Kloster sichtbar wurde; rechts eine wunderschöne Anhöhe, an welche sich ein ziemlich großes Gehölz anlehnte. Alles zusammen gewährte einen reizenden Ueberblick. In übermüthiger Fröhlichkeit ließ ich eben zu meinem Privatvergnügen einige österreichische „Gsangeln" ertönen, als ich von der Höhe herab drei Männer auf mich zueilen sah, deren wildes und unheimliches Aussehen mir das Zusammentreffen mit ihnen nicht sehr wünschenswerth erscheinen ließ. Alle drei hatten sogenannte Bundas über dem groben Hemde hangen, welches vorn offen die gebräunte, mächtig behaarte Brust sehen ließ und über den weiten Leinenbeinkleidern durch einen Ledergurt in der Mitte zusammen gehalten wurde. Ueber der wildbärtigen Galgen-Physiognomie trug der Eine einen ungarischen Kalpak und die beiden Andern Mützen aus Lammfellen, nach Art der croatischen Bauern. Mit schwacher Phantasie konnte man sich doch bei dem Anblicke dieser harmlosen Buschbewohner der Erinnerung an italienische Banditen nicht erwehren; denn wenn auch Dolch uud Pistolen fehlten, so ersetzten doch tüchtige Knüttel, ein kurzes Feuergewehr und eine Art Beil (Tschakan) diesen Mangel hinlänglich. Die Art der Begrüßung ließ auch keinen Zweifel über die Absicht der Ehrenmänner mehr obwalten.

War beim ersten Blick auf die Herrschaften der laute Schall meiner Stimme im Vortrage meiner heimischen Volksgesänge zum unbedeutenden Flüstern herabgesunken, so blieb mir bei dem tobenden Geschrei, mit dem die Natursöhne über mich, den Einzelnen, Unbewaffneten, herfielen, ein halbes „G'stanzl" förmlich in der Kehle stecken. — Da sie mir die Unkenntniß ihrer Landessprache wohl ansehen mochten, so waren die gutmüthigen Menschen freundlich beflissen, dafür zu sorgen, daß durch die ausdrucksvollste Mimik, womit sie die mir unverständlichen Laute begleiteten, kein Zweifel mehr über die zarte Absicht ihres Entgegenkommens übrig blieb. Zwei von der Gesellschaft waren sogleich so artig, mich der Last meines Ränzels sammt der fremden Violine zu überheben, und der Dritte untersuchte mit großer Fingerfertigkeit meine Taschen, aus deren Bereich die silberne Uhr und die wenigen Groschen, die ich mein nannte, schnell in den dunklen Schlund eines Schnappsackes, worin der Gute wahrscheinlich Nachtwäsche und Frisirkämme tragen mochte, verschwunden waren. Natürlich glaubte ich, die Sache wäre zu Ende, und froh, mit heiler Haut davon gekommen zu sein, zog ich freundlich den Hut und wünschte den Herren glückliche Reise; zu meinem Erstaunen aber entwickelte der Bärtige plötzlich bedeutende linguistische Kenntnisse und fing an, obgleich mit starken Anklän-

gen eines fremden Idioms, sich mit mir in meiner Muttersprache zu unterhalten.

„Nix da furtgehen, Schwab verfluchter," redete er mir liebreich zu, „Du mußt haben noch Geld!" Auf die heilige Versicherung, daß meine sämmtlichen Capitalien bereits in seinen Händen wären, befahl er mir, die Stiefel auszuziehen. Vor Zorn bebend, stand ich einen Augenblick unentschlossen, jedoch der erhobene Stock mit dem blanken Beile und die grimmige Miene des Kerls, der mir wohl aussah, als käme es ihm gleich Körner's Banditenhauptmann „auf einen kleinen Mord nicht an," die beiden andern Kerls, wovon der eine das Eingeweide meines Felleisens bereits ans Licht des Tages gefördert, und der andere arglos mit einem Feuergewehr spielte, gaben eine so reizende Staffage zu dem Bilde, daß ich nothgedrungen gehorchte, innerlich mein agramer Engagement, den näheren schönen Fußsteig, den ich auf Anrathen meines laibacher Wirthes eingeschlagen, und vor Allem die italienische Reise verwünschend, die mir die Mittel raubte, in bequemer Kutsche stolzirend allen auf Seitenwegen lauernden Buschkleppern ein Schnippchen zu schlagen.

Die Fußbekleidung lag neben mir im Grase, und während mein linguistischer Freund vor mir kauernd dieselbe gierig untersuchte, kam mir das unsinnige Gelüste an, ob meine Hand stark genug wäre, seine Kehle zuzuschnüren. Gleich als sollte diesem lieblosen Vorsatz

auf der Stelle die Strafe folgen, erhob der Gauner, getäuscht in seiner Erwartung Geld zu finden, mit grimmigem Blicke das verkehrte Beil und versetzte mir mit dem Stock desselben einen gewaltigen Hieb über den Schädel; das warme Blut rieselte mir über das Gesicht und über die Hände herab, mit denen ich die Wunde zu decken suchte. Ich trage als Andenken an jene Höllenstunde noch immer eine ziemlich tiefe Narbe am Kopfe.

Was ich im ersten Augenblick des Schlages empfunden, weiß ich nicht — nur so viel kann ich mich erinnern, daß ich keinen eigentlichen Schmerz fühlte und beim Anblick meiner blutigen Hände im Stillen meine Rechnung mit dem Himmel schloß, jeden Augenblick erwartend, daß mir der Spießgeselle des Gauners seine Kugel durch den Leib jagen würde. So wie jedoch vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt, so auch vom Entsetzlichen zum Komischen; denn beinahe wäre mir in meiner verzweiflungsvollen Lage das Lachen angekommen, als mir mein Peiniger nach kurzer Pause befahl, das Blut abzuwaschen und hernach — er deutete gebieterisch auf die am Boden liegende Geige — einen Ungarischen aufzuspielen.

Man denke sich meine Lage! Beraubt bis auf den letzten Deut, mit blutendem Kopfe und grimmigem Herzen sollte ich meinen Todfeinden ungarische Tänze vorgeigen — abgesehen davon, daß ich vom Violinspiele so viel verstehe, wie von der chinesischen Sprache.

Eine Art von verzweiflungsvollem Heldenmuthe kam über mich: ich erklärte wuthentbrannt, man solle mich tödten, ich könne und wolle nicht zum Tanze aufspielen; ich sprudelte dem Linguisten eine ganze Reihe Schimpfworte ins Gesicht, die Wirkung meiner Kühnheit mit hoffnungsloser Resignation erwartend. Zu meinem Erstaunen aber packte das saubere Kleeblatt nach kurzem Wortwechsel in illyrischer Sprache meine Effecten auf, maß mich mit verächtlichem Achselzucken und verschwand alsbald im Dunkel des nahen Gehölzes.

Da stand ich nun in der ersehnten romantischen Gegend allein, ausgeplündert, barfuß, geld- und obdachlos, die blutigen Locken reinigend an den reizenden Ufern der Save, nach meiner Berechnung zwei Stunden entfernt von jeder Menschenwohnung.

Im nächsten Orte angekommen, ließ mein erbarmenswerther Zustand bei dem Gastwirthe keinen Zweifel über die Wahrheit meiner Erzählung in Bezug auf meine Beraubung aufkommen, um so weniger, als die Unsicherheit der Gegend den Bewohnern des Fleckens leider nur zu bekannt war. Der ehrliche Kneipier gewann mich lieb und vertraute mir nicht nur die paar Gulden zur Fortsetzung meiner Reise an, sondern empfahl mich auch einem Weinhändler, welchen seine Berufsgeschäfte zwei Tage später in die Hauptstadt Croatiens führten, und der mir mit gutmüthiger Freundlichkeit einen Platz in seinem Wägelchen anbot. Ich

übergebe hiermit die Namen meiner damaligen Wohlthäter feierlichst der Unsterblichkeit: der Gastgeber — war, ich will sogar hoffen, ist noch — ein Krainer, und heißt oder hieß Kirschhofer, und der Weinhändler Demeter.

In Bezug auf Agram selbst hatte mich meine Phantasie nicht getäuscht; keine civilisirte Stadt hat eine solche Reihe auffallender Stadt-Erscheinungen aufzuweisen; die croatischen Volksfeste (welchen ich einmal einen eigenen Aufsatz zu widmen denke), die dortigen Sitten und Gebräuche sind so originell und interessant, daß ich in reger Bewunderung dieser auffallenden Erscheinungen mein trauriges Abenteuer auf der Hinreise rasch vergessen hätte, wenn nicht der Umstand, daß die Sicherheit der Hauptstadt — ich spreche vom Jahre 1833 — nicht viel größer schien, als die der Landstraße, mir die fatale Begebenheit wieder frisch ins Gedächtniß gerufen hätte.

Kein Tag und vollends keine Nacht verging, ohne daß irgend ein friedlicher Bewohner beraubt und bestohlen worden wäre; ja, der Unfug und die Frechheit des Raubgesindels nahm auf so furchtbar beunruhigende Weise überhand, daß sich die Behörde zu einer der seltsamsten Maßregeln gezwungen sah. Es wurde nämlich bei Trommelschlag die Verordnung verkündet, welche dem Bürger Agrams das Recht gab, auf jeden, Abends nach acht Uhr in seine Wohnung Dringenden, scharf zu

schießen, wenn ihm derselbe auf dreimaligen Anruf die Antwort schuldig geblieben.

Ein Büchsenmacher auf der sogenannten Harmitzen — einer Vorstadt Agrams — machte von diesem wunderlichen Privilegium auch schon in der ersten Nacht nach der Publication Gebrauch, und schoß einen Kerl bei dem Versuche, durch sein Fenster einzusteigen, mitten durch das Herz. Die Leiche des Getödteten blieb den folgenden Tag in derselben Lage, in der ihn die verhängnißvolle Kugel niedergestreckt, zur Schau liegen, und die zahlreich zuströmenden Neugierigen beschenkten den wackeren Schützen reichlich. Der Getroffene hatte freilich sein Schicksal wohl verdient; denn er war, wie sich später auswies, ein ausgelernter Galgencandidat, welcher bereits im „Schlößlein Munkatzs" Festungsstrafen überstanden hatte, und hier so unverhofft vom Walten des unbeugsamen Fatums ereilt worden war; allein man schaudert, wenn man bedenkt, welches Unglück Willkür und Mißverständniß durch einen so seltsamen Polizeibefehl hervorrufen konnte.

Ich meines Theils habe den ganzen Vorfall nur erwähnt, weil ich — durch Neugier ebenfalls zu dem sonderbaren Schauspiel getrieben — in dem in seinem Berufe Gefallenen mit Erstaunen die irdischen Reste meines sprachkundigen Räubers erkannte, dem ich noch vor wenig Tagen so frisch und wohlgemuth auf seiner Geschäftsreise in Feld und Wald begegnet war, und den

wohl die Lust — einen Ungarischen aufspielen zu hören und nebenbei ein kleines Verdienstchen zu suchen, nach Agram getrieben hatte. Sein treuer „Tschakan", an welchem, sofern mich meine lebendige Phantasie nicht getäuscht, noch mein Blut klebte, lag neben ihm.

Ich hatte mich bereits an meine neuen Verhältnisse gewöhnt, einen fröhlichen Kreis gleichgestimmter Freunde jeden Abend im Gasthaus zur Krone um mich versammelt, und manch' lustiger Schwank wurde hier besprochen und ausgeführt, manche Stunde verflog hier pfeilschnell, im frischen, anregenden Gespräche in Ernst und Scherz. Mein täglicher Tischnachbar war ein würdiger, alter, aber etwas schweigsamer Offizier, Hauptmann B., der sich mir jedoch freundlich genähert, und dem ich manche interessante Mittheilung aus seinem vielbewegten Leben verdanke.

Seit sechszehn Jahren fand sich hier nach der Tischzeit ein armer Blödsinniger ein, dessen stiller und unschädlicher Wahnsinn den jüngern und leichtsinnigen Tafelgenossen manchen Stoff zu verwerflicher Belustigung bot. Besonderes Vergnügen fanden die jungen Leute an der ihm, gleich vielen Irrsinnigen eigenen Lust, zu tanzen; denn auf das Commando „Josy (sprich: Joschy), tanze schön, hier ist ein Groschen," fing er sogleich an, sich nach einer von ihm gesummten eintönigen Melodie im Kreise zu drehen, erst langsam, dann immer schneller, bis die Erschöpfung ihn zum

Stillstande zwang und der Arme, sich mit der verkehrten Hand den Schweiß abtrocknend, ein ihm dargereichtes Glas Bier oder Wein hastig hinabstürzte, sich mit stierem Lächeln und einer ungelenken Verbeugung gegen die Gesellschaft entfernte, um im nächsten Gasthof dasselbe Spiel mit sich wiederholen zu lassen, bis ihm ein wohlthätiger Rausch die Augen schloß. Schon oft hatte ich mich gegen B. über die unzarte Art, mit welcher man aller Orten mit dem Unglücklichen umging, ausgesprochen, heute jedoch riß mich mein Gefühl hin, und ich erklärte einem jungen Manne, der sich den geistreichen Witz erlaubt hatte, den armen Josy mit einem großen gemalten Schnurrbart fortzuschicken, rund heraus, daß ich derlei Scherze roh und herzlos fände. Mein Gegner meinte, mein Moralpredigen sei lächerlich, der dumme Cretin habe kein Gefühl für meine „zarten" Rücksichten und sei seit sechszehn Jahren an ganz andere Scherze gewöhnt. Ich wurde ebenfalls heftig und es wäre vielleicht zu sehr ernsten Erörterungen gekommen, hätte sich nicht der von Allen geachtete B. in's Mittel gelegt.

„Meine Herren," sprach der würdige Krieger, „Sie sind alle fremd und kennen die Ursache nicht, welche den armen Josy zum Wahnsinn gebracht; erlauben Sie mir, Sie mit derselben bekannt zu machen, und ich bin überzeugt, Sie werden sämmtlich die Lust verlieren, den Cretin, wie Sie ihn zu nennen belieben, in

Zukunft zu necken.“ Rasch hatten sich die Streitenden in einen Kreis aufmerksam ruhiger Zuhörer verwandelt, und B. begann:

„Der arme Josy, den Sie jetzt als bleiches Jammerbild verhöhnen, würde vor achtzehn Jahren Ihren Spott wohl nicht so ungestraft hingenommen haben; denn damals war er der schönste, aufgeweckteste und frischeste Bursche in der ganzen hiesigen Garnison. Dabei gutmüthig und rechtlich bis zum Excentrischen, genoß er die ungetheilte Liebe und Achtung Aller, die ihn kannten. Von seinen Vorgesetzten wurde er den Cameraden im Regimente stets als Muster und Beispiel angeführt, ohne je den Neid derselben zu erregen, die im Gegentheil mit einer Art von gerechtem Stolz über die Auszeichnung erfüllt waren, mit welcher der gute Josy überhäuft wurde. Mit beispielloser Freundschaft aber hing der treue Bursche an seinem Landsmann und Jugendgespielen Istvan (Ischtvan), der mit ihm in einer Compagnie diente, mit dem er aufgewachsen, an den ihn jahrelanges Zusammensein, gleiche Gewohnheiten und erwiderte Herzlichkeiten mit tausend Banden fesselten. In einem hitzigen Nervenfieber hatte Istvan den dankbaren Josy mit aufopfernder Bruderliebe gepflegt, dieser den etwas leichtsinnigen Kumpan dagegen einmal vor einer bedeutenden Regimentsstrafe gerettet, indem er dessen Vergehen auf sich nahm, und sich der, in Betracht seines sonstigen exemplarischen

Wandels sehr gemilderten Buße freudig unterwarf; kurz, es war ein Bund für die Ewigkeit, und um so rührender, je seltener sich derlei zarte Anhänglichkeit bei solch' kräftigen und starken, aber ungebildeten Naturen vorfindet. Nach seinem Freunde war dem muntern und hübschen Istvan seine Lisinka das theuerste Gut auf dieser Erde. Bereits hatte er das Wort seines Hauptmanns zur Heirathsbewilligung erhalten, und nächstens sollte ihn der priesterliche Segen mit der schwarzäugigen, bildschönen Dirne auf ewig vereinen — als ihm diese einst unter heißen Thränen zu Füßen fiel und gestand, sie könne nicht die Seine werden. Der Sohn ihrer Herrschaft, der junge Graf K . . . . cy, ein bekannter niedriger Wüstling, hatte durch alle Künste der Hölle die Arme zum folgenreichen Falle gebracht.

„Der wüthende Schmerz des armen Burschen bei dieser entsetzlichen Mittheilung läßt sich eher fühlen als beschreiben; doch nach einigen Stunden des schneidendsten Jammers hatte dieser dem grimmigsten Rachedurst in der Seele des heißblutigen und stolzen Croatenjünglings Platz gemacht. — Am andern Morgen durchlief eine entsetzliche Neuigkeit wie ein Lauffeuer die ganze Stadt. Der junge Graf K . . . . cy war beim Heimkehren aus munterer Gesellschaft an der Thür seines Hauses erschossen gefunden worden; der Thäter, ein gemeiner Soldat habe sich heute früh freiwillig vor das

Kriegsgericht gestellt und sein Verbrechen ohne Hehl gestanden. —

„Der peinliche Proceß nahm seinen Anfang, der vorsätzliche Mord lag klar am Tage; und wie viele Milderungsgründe auch für den Menschen vorlagen, das Gesetz konnte keinen anerkennen, sein tödtender Buchstabe sprach den Henkertod am Galgen über den ihm Verfallenen aus. Der unglückliche Josy hatte die Zwischenzeit in einer Art von stumpfsinniger Verzweiflung verlebt. Alle Versuche, den Freund zu sehen, zu sprechen, schlugen natürlich während der Dauer der Untersuchung fehl, und nur dem zum Tode Verurtheilten wurden zwei Bitten gewährt: erstens „von dem Jugendgespielen ohne Zeugen Abschied nehmen zu dürfen; zweitens diesen den Cameraden beigesellt zu sehen, welche ihn auf dem letzten schweren Gange zu escortiren die traurige Pflicht hatten." Was bei ihrem letzten Zusammensein von den Unglücklichen besprochen worden, welch' herzzerreißender Jammer den Abschied für's Leben begleitete, kann man nur vermuthen; denn als der Gefangenenwärter sie zur Trennung aufforderte, fand er Istvan gefaßt und ruhig und vernahm nur die verhängnißvollen Worte: „Gedenke Deines Schwures," welche er nach einem langen und heißen Bruderkusse dem sich verzweiflungsvoll losreißenden Josy zurief.

Die nächste Frühsonne beschien eine unabsehbare Menschenmenge, welche diesmal nicht rohe Neugierde,

sondern innige Theilnahme an dem traurigen Geschicke des armen Istvan um den Morgenschlummer gebracht hatte. Tausend Thränen aus schönen Augen flossen dem hübschen Jünglinge nach, der mit heldenmüthiger Fassung der ersehnten Erlösung aus seiner Schmerzensbahn entgegenging. Desto herzzerreißender war der Anblick des armen Josy, der auf die ausdrückliche Bitte seines der Gerechtigkeit anheim gefallenen Cameraden der Mannschaft, welche diesen zum Hochgerichte zu begleiten hatte, beigegeben war. Bei dem Anblick des, in einen bleichen Märtyrer verwandelten Kriegers, erfüllte das tiefste Mitleid jede Brust, und man mußte dem Sterbenden grollen, der dem Vielgeprüften diese herbe Pein nicht erspart hatte. —

Jetzt ist der Zug am Hochgerichte angekommen, das Sterbeglöcklein schallt klagend durch die Lüfte, der arme Sünder kniet im inbrünstigen Gebete unter dem Galgen nieder, die letzte Absolution des ihn begleitenden Priesters empfangend, kein Auge bleibt thränenleer, selbst der Henker, mit dem verhängnißvollen Stricke nahend, scheint nur mit schwerem Herzen seine traurige Pflicht zu erfüllen — da plötzlich knallt ein Schuß durch die Luft, ein Schreckensschrei der entsetzten Menge ertönt und lautlos stürzt Istvan mit zerschmetterter Brust zu Boden. Die Kugel, welche ihm das Herz durchbohrt, war von Freundes Hand gesandt — der Schütze war J o s y! Armer Josy!

„Der Henker war um seine Beute betrogen, der Freund starb ehrlichen Soldatentod durch Freundes Hand. Vor Schreck und Staunen erstarrt steht die Menschenmasse, man bemächtigt sich des Mörders, dessen Motive allen ein grauenvolles Räthsel waren, man drängt sich um die Leiche des Delinquenten; da zieht plötzlich ein neues, eben so unerwartetes Ereigniß die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Von weiter Ferne her schallt ein dumpf anschwellendes Gemurmel, es dringt näher, es verwandelt sich in ein fröhliches Jubelgeschrei. Die Menge theilt sich, ein Reiter, auf schaumbedecktem Rosse, ein weißes Tuch schwenkend, naht mit Windeseile. „Pardon!" ruft das Volk, „Pardon für Istvan! Haltet ein!" Zu spät! — Istvan liegt todt am Boden — Josy ohnmächtig neben seinem Opfer. Armer Josy! —

„Abermals ein peinlicher Proceß! Abermals ein Prozeß, der den Richtern wenig Mühe machte; denn Josy gestand im ersten Verhör, er habe dem Freunde beim Abschied einen heiligen Eid geleistet, ihn nicht den Tod der Schande am Galgen sterben zu lassen, sondern ihm durch seine Kugel Erlösung zu senden. Der Schwur habe ihn zum Mörder gemacht, er wisse, daß er den Tod verdient habe, und bitte nur um ein rasches Urtheil. Dies fiel für Josy sehr mild aus: der Arzt hatte den Burschen für wahnsinnig erklärt, und wirklich trug die dumpfe, stiere Gleichgül-

tigkeit, mit welcher er seinem Urtheil entgegen sah, dazu bei, diesem Ausspruch beizupflichten. Nach einigen Monaten Haft wurde er, zum ferneren Militairdienste untauglich, suspendirt und da der Wahnwitz nicht vor den Richterstuhl gehört, als unschädlich Irrsinniger freigelassen.

„Einige Tage darauf war er verschwunden und zwei volle Jahre völlig verschollen, ohne daß man von dem Armen irgend etwas erfuhr, — als man ihn eines Morgens unter dem Galgen schlafend fand, und zwar in dem Zustande, in welchem Sie ihn jetzt noch sehen. Da er kein Kind beleidigt, so erlaubt ihm die Behörde großmüthig — damit er dem städtischen oder militairischen Fond nicht zur Last falle, — sich seinen Lebensunterhalt bei denen zusammen zu betteln, die an den „„Schwänken des Cretins““ Gefallen finden. — Dies meine Herren, ist die Geschichte von dem wahnsinnigen Josy!“

Der würdige Mann hatte geendet. Mit der innigsten Theilnahme hatten wir Alle, mit glühender Schamröthe, mit ehrender Verlegenheit aber der junge Mann, der früher mit Josy seinen Scherz getrieben, zugehört. Den folgenden Tag war er der Erste im Saale und befestigte schweigend eine Büchse an die Wand, worauf die Worte standen: „Für den armen Josy.“ Jeder von uns gab reichlich, was in seinen Kräften stand, und unserm vereinten Zusammenwirken

war es leicht, dem Blödsinnigen die nöthigen Existenzmittel zu schaffen. Er fiel uns jedoch nicht lange zur Last. Durch die Unmäßigkeit, mit welcher er sich auf den Genuß geistiger Getränke verlegte, verfiel er in Säuferwahnsinn, und drei Monate später war er todt. — Armer Josy!

Aus der Czarenstadt.

„Gott ist hoch und der Czar ist weit," sagt ein russisches Sprüchwort, aber wenn der Czar auch noch so nahe ist, Eines kann selbst er nicht ändern: die Bestechlichkeit der Beamten, die in Rußland so zur Regel gehört, wie bei uns in Deutschland zu den Ausnahmen. Der Glaube an diese feststehende Norm fällt dem Ausländer schon an der Grenze in die Hand und begleitet ihn bis in die fernsten Provinzen des ungeheuren russischen Reiches. Als in Kronstadt das Tauwerk eines großen Schiffes gestohlen wurde, sagte der Kaiser: „Sie würden auch die Schiffe stehlen, wenn sie wüßten, wo sie selbe verbergen könnten." Einige Jahre später wurde wirklich ein ganzes der Krone gehöriges Schiff gestohlen — natürlich stückweise; es war während des Winters nach und nach verschwunden, und es mußte also doch noch ein verborgener Ort gefunden worden sein, um das kaiserliche Wort zur Wahrheit zu machen.

Ich hatte mir in Königsberg einen hübschen Reisewagen gekauft und fuhr mit Extrapost nach Riga.

Ein kaiserlicher Extrapostpaß, wenn ich nicht irre, heißt dies Document Podroschne, giebt gegen Erlegung einer bestimmten Summe dem Reisenden das Recht, auf jeder Station, gegen eine feste Taxe, Extrapostpferde zu verlangen. Aber auch nur zu verlangen; denn, ob er sie geben will, hängt ganz von dem Belieben des Postmeisters ab, dessen Pferde angeblich fast nie zu Hause sind, bis ein tüchtiges „na wódku“ (auf Schnaps) diese wie auf Windesflügeln heimbringt. „Na wódku“ ist der Zauberspruch, der in Rußland das Unmöglichste ermöglicht, „na wódku“ fordert Alles, was da lebt und athmet, von dem besternten Beamten bis zum bärtigen Muschik, und nach einer alten Legende soll Adam den lieben Gott für die Gefälligkeit, daß er sich erschaffen ließ, sofort um „na wódku“ ersucht haben.

Obgleich meine Podroschne ausdrücklich auf zwei Pferde für meinen leichten Wagen lautete, so wurden mir ganz nach Willkür drei oder vier vorgespannt. Auf meine Weigerung, die Gebühren für eine so totale Prellerei zu bezahlen, ließ mir der Postmeister in Schaulen den Wagen ausspannen, und gab mir ganz ruhig den Rath „ihn selbst zu ziehen“. Zwischen Schaulen und Mitau war der Weg gar nicht chaussirt — wenigstens vor acht Jahren noch nicht — und wie die Bewohner gewisser Küstenstriche um einen gesegneten Strand bitten, so beteten die Bauern dieser Strecke um recht viel Regen und Schmutz. Jeder

Wagen blieb dann in dem achsenhohen Kothmeer stecken, und der Besitzer mußte mit den auf dies Ereigniß Lauernden unterhandeln, wie hoch der Preis sei, um wieder flott zu werden. Dieser wurde voraus entrichtet, bereit gehaltene Hebebäume in Kraft gesetzt, schmutzige Hände griffen über den Rand des Wagens, er wurde herausgehoben, um eine Viertelstunde später stecken zu bleiben. Bis zur nächsten Stadt war auch die dauerhafteste Equipage so gründlich ruinirt, daß eine vollständige Reparatur nöthig war. Durch die weise Maßregel, den Weg grundlos zu erhalten, gewann Alles, die Kothstrandbauern, die Postmeister, die Schmiede ꝛc. Das war die Hauptstraße nach St. Petersburg.

In Mitau angekommen, stellte sich mir ein hübscher junger Mann an meinem Wagen als den Sohn des Postmeisters vor, und drückte mir seine außerordentliche Freude aus, meinen Namen in dem Paß gelesen, und die Hoffnung zu haben, mich morgen, wie die Zeitung bereits annoncirt hatte, in Riga auftreten zu sehen. Froh, endlich einen gebildeten, civilisirten Menschen zu finden, bat ich ihn, die Pferde recht schnell vorlegen zu lassen, damit ich noch vor Einbruch der Nacht nach Riga käme.

„Ja, werther Herr, das wird wohl heute nicht mehr gehen. Ihr Paß muß hier vom Herrn Gouverneur visirt werden, die Kanzlei ist Nachmittags ge-

schlossen, kein Beamter aufzutreiben. Sie werden wohl heute Nacht hier bleiben müssen."

Als ich ihn versicherte, daß dies unmöglich sei, da ich am anderen Morgen um neun Uhr in Riga zur Probe erwartet würde, und daß ich im Nothfall den Herrn Gouverneur persönlich um sein Visa ersuchen würde, meinte er, das könnte mir nur eine Menge Weitläuftigkeiten verursachen und doch nichts nützen. Er wolle das in Gottes Namen auf sich nehmen und mich mit seinen eigenen Pferden fahren lassen, dann brauchte ich keine Podroschne. Herzlich dankend, nahm ich den freundlichen Antrag an; wer beschreibt aber mein Erstaunen, als mir der junge Kunstfreund für die Fahrt mit „seinen eigenen Pferden" einen ganz enormen Preis abnahm, „da in einem solchen Falle die Taxe natürlich nicht in Anwendung käme!" Das war des Pudels Kern. Der Theaterenthusiast wollte aus mir wenigstens so viel herauspressen, um meine Gastrollen unentgeltlich sehen zu können.

Am Tage nach meiner Ankunft gab ich meine Empfehlungsschreiben ab, unter andern eines von dem braven Oberpostmeister Nerest in Tilsit an den Generalpostdirektor von Kurland und Liefland. Bei Tafel frug mich Se. Excellenz, wie ich mit der Reise zufrieden gewesen, und ich gab nun, mit allerdings nicht schmeichelhaften Farben, aber mit deutscher Ehrlichkeit ein Bild meiner Fahrt zum Besten; vergaß auch nicht

als Curiosum zu erzählen, daß ich auch zwei Pferde, die man mir auf einer Station hinten an den Wagen angehängt hatte, weil sie dem nächstfolgenden Postmeister gehörten und zurück mußten, hätte extrapostmäßig bezahlen müssen. Ich schloß mein Genrebild mit den Worten: „von der Grenze bis hierher sind alle Postmeister eine wohlorganisirte Diebsbande.“ Eine Todtenstille folgte dieser leichtsinnigen Aeußerung, nach einer langen Pause sagten Se. Excellenz sehr gedehnt: „Ja, sie sind alle Spitzbuben.“

Ich hatte ganz das „na wódku“ vergessen, das die Spitzbuben wahrscheinlich an den Chef abgeben mußten, um ihre kleinen Scherze mit den Reisenden ungefährdet ausführen zu dürfen. Zur Tafel wurde ich aber von Sr. Excellenz nie mehr eingeladen.

In Petersburg muß sich jeder Fremde von einiger Distinction einige Tage nach seiner Ankunft persönlich in der „eigenen Kanzlei Sr. Majestät“ vorstellen. Je nach seinem Range wurde er dann entweder von dem Chef dieser eigenthümlichen Anstalt, dem Grafen Orloff selbst, oder von einem Adjutanten desselben, der aber auch Generalsrang hatte, in leutseligster Weise empfangen und nach allen Seiten hin ausgeforscht. Nicht etwa plump und rücksichtslos, nein, die Krallen waren mit den elegantesten Glacéhandschuhen bedeckt. Wie es dem Fremden in Rußland gefiele? Ob er Ursache zu irgend einer Klage habe? die Regierung wünsche

alle Mängel des Landes kennen zu lernen, um ihnen abzuhelfen &c. Kurz, in artigster Weise suchte man den Fremden zutraulich und zahm zu machen. Mit mir zugleich wurde ein junger Franzose dort empfangen, den man zur Erbauung der Moskauer Eisenbahn als Techniker verschrieben hatte. Nachdem ihm der Adjutant, ich glaube, es war General Polosoff, ungemein viele Schmeicheleien über den ihm vorangehenden Ruf seiner großen Geschicklichkeit in den Bart geworfen hatte — im strengsten Sinne des Wortes in den Bart, denn der Künstler trug einen mächtigen und prachtvollen schwarzen Vollbart — warf er die Frage hin: „Werden Sie Ihren Bart behalten?"

„Freilich," antwortete der Franzose ganz erstaunt, „warum sollte ich ihn nicht behalten?"

„Der Kaiser liebt solche Bärte nicht," entgegnete mit starker Betonung der General.

„Nun," erwiederte mit komischem Phlegma der Fremde, „wenn der Kaiser solche Bärte nicht liebt, so braucht er sich ja keinen wachsen zu lassen, dazu kann ich ihn eben so wenig zwingen, als er mich, mir den meinen abzunehmen. Ich liebe solche Bärte."

Ich habe den jungen Mann nicht wieder gesehen, zweifle aber daran, daß er in Rußland Carrière gemacht. — Der Kaiser Nikolaus, so streng er sonst im Allgemeinen auch war, nahm ein zu rechter Zeit gesprochenes freies Wort, einen guten Scherz, doch selten

übel auf. So brachte er in Erfahrung, daß der Komiker Karatigin der Jüngere, des Kaisers Sprechweise und sein Stimmorgan täuschend nachahme. Er ließ ihn im Zwischenacte einer Vorstellung zu sich in die Loge rufen und befahl ihm, seine Kunst zu zeigen.

„Ich höre, Du copirst mich so täuschend, ich will das hören!“

„O Majestät, wie könnte ich das wagen?“

„Ohne Umstände, ich ersuche Dich, nöthigen Falls befehle ich es.“

„Was befehlen Ew. Majestät, daß ich sprechen soll?“

„Was Du willst, das Nächstbeste, was Du glaubst, daß ich an Deiner Stelle jetzt sagen würde.“

Im Augenblick wendet sich Karatigin zu dem in der Loge befindlichen Hausminister, Fürst Wolkonsky, und spricht in genauer Nachahmung der kaiserlichen Manier: „Iwan Iwanowitsch, der Karatigin hat mir gestern sehr wohl gefallen, laß' ihm morgen fünfhundert Silberrubel auszahlen.“

„Genug, genug,“ rief herzlich lachend das Original, „die fünfhundert Rubel sollst Du haben, Spitzbube, aber weiter brauche ich nichts zu hören.“

Höchst originell war die Art und Weise, wie die bekannte Tänzerin Lola Montez aus der Czarenstadt hinaus gemaßregelt wurde. Dieselbe kam nach Petersburg, miethete sich in dem Hôtel des Franzosen Dene-

veux auf der Newsky=Perspective ein und machte kein Hehl daraus, daß sie nur in der Absicht nach Rußland gekommen sei, die Geliebte des Kaisers Nikolaus zu werden. Durch ihre Tanzkunst konnte sie den Monarchen wohl nicht bezaubern, denn ich erinnere mich noch mit Vergnügen des unauslöschlichen Gelächters, welches eine Probe ihres künstlerischen Talentes hervorrief. Auf ihre Einladung versammelten sich die jungen Schauspieler des französischen Theaters im Speisesaal bei Deneveux, wo sie einen Solotanz zum Besten gab, der sich allerdings durch jeglichen Mangel an Schule auszeichnete und damit endete, daß die Vorläuferin der Pepita der Länge lang, und nicht sonderlich graciös, auf den Boden hinschlug.

Der Glaube an die Macht ihrer Reize war bei Lola unerschütterlich, und auf das Allerbestimmteste versicherte sie ihre Umgebung, daß sie, sobald sie den Czar nur einmal gesprochen haben würde, auch dessen Geliebte sein werde, in welchem Falle sie Madame Deneveux ihrer wärmsten Protection versicherte. Den Kaiser zu sprechen, war während der Wintersaison in Petersburg das leichteste Ding von der Welt, denn derselbe besuchte jeden der glänzenden Maskenbälle im kaiserlichen Opernhaus, für welche Art Vergnügen er eine besondere Vorliebe hatte. Es war dort Jedermann erlaubt, den Kaiser anzusprechen, und jede Art von Etikette verbannt. Beim nächsten derartigen Feste sollte

die Eroberung des hohen Herrn vor sich gehen. Den Tag vorher erschien ein Offizier im Hôtel der glutäugigen Spanierin, verlangte sie zu sprechen und stellte sich als Herr von N......ch, Flügeladjutant des allmächtigen Graf Kleinmichel, vor. Ein kurzes Gespräch begann, von beiden Seiten mit einem Kreuzfeuer von Koketterie und Galanterie in Angriff genommen, plötzlich sprach der Offizier: „Mein Fräulein, ich werde die Ehre haben, Sie im allerhöchsten Auftrage bis an die Grenze zu begleiten. Meine Equipage wartet unten am Hause, und ich bitte Sie, mir augenblicklich zu folgen.“

Zur Bildsäule erstarrt, glaubte die Tänzerin kaum ihren Ohren zu trauen. Als sie aber einsah, daß trotz der feinsten und ritterlichen Formen, hier die eisernste und unumstößlichste Nothwendigkeit vorliege, meinte sie, ihre Geldmittel reichten zu einer so unvorhergesehenen Reise nicht aus, da sie auf ein Engagement am hiesigen Hoftheater gerechnet ꝛc. In artigster Weise stellte ihr der Adjutant eine baare Summe von tausend Rubel zur Disposition; ihrer Bitte, ihr einige Stunden zum Einpacken ihrer Effekten zu gönnen, wurde mit dem Ehrenworte des Offiziers begegnet, daß sie an der Grenze all' ihr Eigenthum wohlverwahrt und unversehrt vorfinden werde.

In artigster Weise wurde Lola Montez in den Wagen genöthigt und unter Assistenz ihres aufge-

drungenen Begleiters bis Tilsit gebracht, wo sich der Letztere unter den aufrichtigsten Versicherungen seiner Freude, die Bekanntschaft der schönen Künstlerin gemacht zu haben, verabschiedete. Ihr Gepäck hatte sie schon in Tauroggen unversehrt und vollständig vorgefunden. Wie die Abenteuerin nach diesem gescheiterten Versuche, einen Monarchen zu erobern, anderwärts doch ihren Plan durchsetzte, ist bekannt genug geworden, ebenso, daß die „Gräfin Landsberg" als fromme Schwester in Amerika ihre bewegte Laufbahn endete.

Als einst der Generaldirektor der sämmtlichen deutschen Theater in Petersburg große Summen verspielt hatte, die das Eigenthum der Theatercasse gewesen, erhielten die Schauspieler monatelang keinen Gehalt und mußten schweigen, weil auf eine Beschwerde an das Ministerium nur die Entlassung des Betreffenden zu erwarten war. Der französische Komiker Vernet, der Liebling des Kaisers, lief einst bei sehr nassem Wetter, auf dem Fahrwege durch dick und dünn im Straßenschmutz eine Weile neben dem Wagen des Czar her, bis dieser es bemerkte.

„Sind Sie toll, Vernet, was soll denn das bedeuten?"

„Lassen Sie mich in Gnaden laufen, Majestät," rief athemlos der Komiker, „ich habe die höchste Eile, seit drei Monaten laufe ich meiner Gage nach, und kann sie nicht einholen." Mit diesen Worten ver-

schwand er um die Ecke, wohl wissend, daß dieselben an den rechten Mann gebracht seien. Ein Befehl zur Untersuchung, was die Sache zu bedeuten habe, brachte den Künstlern ihre Bezahlung und dem leichtsinnigen Intendanten seine Versetzung zu einem andern Posten.

Vernet war seiner geistreichen Wortspiele wegen der Liebling des ganzen Hofes und wurde oft in die höchsten Kreise gezogen. So unter anderem einmal in einen glänzenden Cirkel des Großfürst Michael, wo unter den Eingeladenen auch der berühmte Astronom Schubert gegenwärtig war. Der große, aber schüchterne Gelehrte benahm sich etwas linkisch, und befriedigte keineswegs die Ansprüche auf Unterhaltnng, die höchsten Ortes an ihn gestellt wurden.

„Wie kommt es, Vernet,“ frug der Großfürst, „daß ein so gelehrter Mann, wie Schubert, sich so überaus ungeschickt in Gesellschaft bewegt?“

„Entschuldigen Ew kaiserl. Hoheit die Verwirrung des armen Menschen, der Mann ist Astronom, er ist heute allerdings etwas confus, da er nicht gewohnt ist, so viel Sterne am unrechten Platz zu sehen.“

Von der Allmacht des Kaisers, von der Windeseile, mit welcher seine leisesten Wünsche als Befehle hingenommen und vollführt wurden, mögen nachfolgende kleine charakteristische Züge Beweise liefern.

Während der Abwesenheit des Kaisers in Warschau glaubte Graf Kleinmichel demselben eine angenehme

Ueberraschnng zu bereiten, indem er auf den freien Platz vor dem Alexandertheater ein paar zierliche Häuschen hinstellen ließ, in welchen Eis und andere Erfrischungen gereicht werden sollten. Als der Kaiser bei seiner ersten Ausfahrt die Neuerung bemerkte, rief er aus: „Welche Geschmacklosigkeit, den hübschen Platz so zu entstellen!" Am folgenden Morgen war keine Spur der beiden Häuser zu bemerken, und frischer Rasen deckte die Stelle, wo sie gestanden.

Der Adjutant des Grafen Kleinmichel, Herr von Nowasilsoff, besuchte mich einst, und indem er mir — es war dies natürlich vor der Vollendung der Eisenbahn — mittheilte, daß er den folgenden Tag dienstlich nach Moskau verreisen müsse, warf er eine dickleibige Brieftasche auf den Tisch, die nach seiner Angabe 30,000 Rubel Silber enthielt. Dieses Geld wurde verwendet, um die Schneewege, die in ganz Rußland im Winter aus Thälern und Hügeln bestehen, auf der ganzen Straße von Petersburg bis Moskau tischgleich ebenen zu lassen, damit der Kaiser, der einen Tag nach ihm führe, für seine pfeilschnelle Reise kein Hinderniß finde. Natürlich war der Kaiser der Meinung, daß in seinem ganzen Reiche alle Wege in diesem vortrefflichen Zustand sich befänden.

Eine Reise im strengen russischen Winter ist allerdings keine Kleinigkeit. Nichts widersteht der furchtbaren Kälte; Pelze, Betten, hermetisch verschlossene

Schlitten halten dieselbe nicht ab. Ich hatte auf einer Reise nach Reval, bei 28 Grad Kälte, grade die Empfindung, als ob ich nackt auf der Straße läge, obgleich ich zwei Pelze, hohe Fellstiefeln anhatte, bis über den Kopf in Federbetten eingehüllt war und in einem langen Schlitten lag; Wein und Fleisch, das ich mitgenommen, ward unbrauchbar und fror so fest, daß letzteres einem Steine glich, ersterer ohne Flasche auf dem Tische stehen blieb. Bei der Ankunft im Posthaus bleibt die Haut an dem metallnen Drücker kleben, den die Hand des Reisenden erfaßt. Die Vögel der Luft, weniger geschützt als der Mensch, und merkwürdiger Weise die Raben zuerst, fallen erstarrt und steif gefroren aus der Luft nieder, zahllose Spuren von Wild durchstreifen den Schnee, so daß die Wege am Rande der Wälder aussehen, als ob sie mit einem Rechen in Linien gekehrt worden wären. Wehe aber dem Wanderer, wehe den Pferden und dem Kutscher, wenn ein Schneesturm die Eilenden fern von der Station überfällt und es ihnen unmöglich macht, dieselbe zu erreichen! Von der Wucht eines solchen Schneefalles, von der Menge und Gewalt desselben kann sich nur ein Augenzeuge einen Begriff machen. Der Mensch hat die Empfindung, als ob er den Kopf in einen nassen Federsack stecken müßte; es dunkelt um die Augen, nicht drei Schritte vorwärts kann man sehen, und in einer Stunde ist alles Lebende vergraben.

Kaum tausend Schritt von einer Poststation ereilte mich und meine Gefährten im Eilwagen ein solches Wüthen der Elemente und brachte unser Leben in die ernstlichste Gefahr. Die Thiere schienen dieselbe schon früher zu wittern, denn sie griffen nach Möglichkeit aus, der Postillon hatte schon lange vor Einbruch der Dunkelheit die Laternen angezündet; plötzlich fielen die Flocken mit so rasender Schnelle und Dichtheit nieder, daß der Conducteur uns den Rath gab, auszusteigen und rasch zum Posthause zu eilen, welches vor uns läge, er selbst wolle uns begleiten. Dabei nahm er seine Pistolen unter den Arm, und Hand an Hand eilten wir vorwärts. Obwohl die Dämmerung noch nicht hereingebrochen, taumelten wir doch wie Betrunkene auf gut Glück weiter. Von Zeit zu Zeit gab unser Führer Signale mit Pistolenschüssen. Eine alte Frau, die sich mit uns im Wagen befand, wäre trotz der kurzen Strecke rettungslos verloren gewesen, wenn wir sie nicht mit uns fortgeschleppt hätten. Trotzdem, daß ich meinen Pelz weggeworfen hatte, der mir das Waten in dem knietiefen, weichen Schnee unmöglich machte, und ich nur einen leichten Rock anhatte, lief mir der Schweiß in Strömen über das Gesicht. Endlos schien der Weg, als zu unserer Freude ein, allerdings heiseres, Hundegebell die Nähe einer Menschenwohnung hoffen ließ. „Das sind nicht Hunde," meinte ganz ruhig der Conducteur, „das sind Wölfe." Auch eine schöne Aus-

sicht! Vorwärts, tappend, stürzend, sich aufraffend, blindlings vorwärts! Mit welchem Gefühle wir eine Stunde später am überheizten Ofen, bei einem Glase elenden Punsches saßen, wie nektargleich uns das miserable Getränk mundete, kann nur der fühlen, der in ähnlicher Situation sich befand. Zwei Tage mußten wir warten, bis der Sturm sich gelegt hatte, die Wege nur etwas fahrbar geworden waren. Zum Glück hatte einer der Reisenden Whistkarten bei sich. Die präsentirte Rechnung unseres braven Posthalters ließ uns zweifelhaft, ob wir nicht ein paar Tage, statt in russischen, in den berühmten böhmischen Wäldern gehaust hätten.

Gottes Finger.

Buchstäblich Russische Criminalgeschichte.

Am äußersten Ende eines Fleckens in der Nähe von Nowogorod steht das kleine Häuschen des Popen Iwan Iwanowitsch. Es ist Abend. Draußen heult der Schneesturm mit der riesigen Gewalt, die diesem gefürchteten Gast des Nordens eigen ist. Erd und Himmel schienen vereinigt und gleichmäßig eingehüllt in die gewaltigen dichten Flockenmassen, die der riesige Nordwind wirr durch einander peitscht. Wehe dem armen Wanderer, den sein unglückliches Geschick in

eine solche Nacht hinausdrängt; er ist rettungslos verloren, ereilt er nicht rasch den Schirm menschlicher Wohnungen.

Trotz der Behaglichkeit, welche in solchen Momenten der Contrast der verderbenbringenden Außenwelt, mit der wohlthuend erwärmten Stube im Innern eines Hauses, hervorruft, wollte doch keine Gemüthlichkeit in den Gemächern des Iwan Iwanówitsch heimisch werden.

In dem übermäßig geheizten Zimmer des Bátiuschka*) sitzt vor einer düster brennenden Lampe der Herr des Hauses, das Haupt herabhängend, und offenbar unerfreulichen Gedanken Raum gebend. Der dampfende Samovar hatte schon ein gut Theil seines Inhaltes gespendet, welcher wie die halb geleerte Rumflasche und der stiere Blick des Hausherrn verrieth, überreichlich mit dem Feuertrank gemischt worden und doch vermochte auch dies nicht, eine fröhlichere Stimmung bei dem Einsamen hervor zu rufen.

Aus den ferner liegenden Stuben tönt gedämpft das Wehgeschrei eines Kindes und eine beschwichtigende Frauenstimme, eintönige Weisen murmelnd, um das leidende Wesen in den Schlaf zu singen. Vor dem Heiligenbilde in der Ecke ist eben das Lämpchen erloschen, und der noch rauchende Docht verdirbt die ohnehin trübe Atmosphäre vollends.

---

*) Väterchen, Volksname der Popen.

Die Reue hieß das nagende Gespenst, welches neben dem stillen Bewohner saß, ihm den sonst so lieben Trank verbitterte, und den Kopf mit wirren Bildern einer unerfreulichen Zukunft füllte. Die Folgen einer wüst verlebten Vergangenheit traten hell vor die Seele des Geängstigten. Gleich vielen seiner Kameraden*) hatte er seine Zeit im Trunke und Spiele vergeudet; und als zu letzterem die Mittel nicht mehr ausreichten, griff der Unselige anvertraute Kirchengelder, ja was noch mehr „Kronsgut" an. Ein befreundeter und höher stehender Spießgeselle aus der Residenz hatte ihm auf außerdienstlichem Wege eine Warnung zugehen lassen, daß die unwillkommene Untersuchung und im Gefolge derselben für ihn eine Zwangsreise nach Sibirien schon in den nächsten Tagen zu fürchten sei. Unter allen Auswegen, dem Uebel zu entgehen, schien Flucht der einzige zu sein, der dem Geängstigten einen Strohhalm der Rettung zeigte, und doch auch dieser unausführbar. Abgesehen von der strengen russischen Polizei, die Argusaugen für Alles hat, was sie sehen will, hielt den Gefallenen ein mächtiges Band zurück.

*) In der Regel ist der russische Pope ein wüster Geselle, dem Spiel und Trunk ergeben, und außer seinem Dienste wenig geachtet. Schreiber dieses sah unzählige Male in Petersburger Gesellschaften höhere Geistliche, die im Hazardspiele und beim Trinkgelage den anwesenden Offizieren jedes Mal den Preis abrangen. Für deutsche Augen ein sonderbar ungewöhntes Schauspiel.

Bei aller Verworfenheit hing er doch mit ganzer Kraft der Seele an Frau und Kind. Letzteres lag seit einer Woche schwer erkrankt, die arme Mutter saß ruhelos am Bette des in Fieberhitze liegenden Kleinen. Wie konnte er es wagen, dem gepeinigten, zum Tod erschöpften Weibe diesen neuen fürchterlichen Schlag beizubringen, ihr, die von dem Verbrechen des Gatten keine Ahnung hatte, und schon von der schweren Sorge um das Leben ihres Lieblings der Verzweiflung nahe gebracht wurde!

Noch schwerer sank das Haupt des Belasteten auf die gekreuzten, auf dem Tische liegenden Arme herab, nur die schweren Athemzüge desselben und das Picken der Uhr waren hörbar, wenn der draußen heulende Schneesturm eine seltene Pause machte, wie erschöpft inne haltend von der rasenden Anstrengung.

Horch! pocht nicht Jemand ans Fenster?! — Nicht eher hört der für die Außenwelt Abgestorbene das Zeichen, als bis sich dies dringend zum dritten Male wiederholt.

Aus seinen wilden Träumen auffahrend, rief er gellend: „chto tam? (Wer ist da?)"

Eine milde weibliche Stimme antwortet: „Um aller Heiligen willen, Bátiuschka, öffnet, gönnt mir ein Obdach, soll ich diese Nacht nicht zu Grunde gehen!"

Der Pope öffnet, und vor ihm steht erstarrt vor

Kälte, triefend von Schnee eine arme Bettelnonne,*) kaum noch im Stande, sich mit zitternden Gliedern, aufrecht zu erhalten. Mit der, jedem Russen eigenen Gastfreundschaft, bietet der Priester der Halberfrorenen das schirmende Obdach, entschuldigt sein Weib, das mit der Pflege eines erkrankten Kindes beschäftigt sei, läßt das wärmende Getränk frisch aufkochen, und hört mit Spannung von der Wanderin, während diese sich mit dem Labetrunk gütlich thut, daß sie auf dem Wege nach der fernen Heimath sich befinde; ihr Gelübde sei erfüllt, sie und zwei ihrer Schwestern hätten die Pilgerfahrt vor zwei Jahren angetreten, der Herr habe ihr Werk gesegnet, und drei tausend blanke Rubel seien das Resultat der frommen Pflichterfüllung gewesen, welche sie und die Ihrigen hinausgetrieben. Den letzten Betrag, in fünfhundert Rubeln bestehend, habe sie in der letzten Stadt in Gold umgewechselt, dies trage sie bei sich, um es zum Bau des Gotteshauses nach Hause zu bringen.

Nach dieser Mittheilung nahm die Arglose einen

---

*) Wenn irgend eine bedeutende Ortschaft, im Innern von Rußland, keine eigene Kirche besitzt, so machen sich einige fromme Seelen auf, und durchwandern so lange bettelnd das unermeßliche Reich, bis die Summe zum Aufbau des Gotteshauses beisammen ist. Jahrelang dauert oft eine solche mühevolle Wanderschaft, jeder erhaltene Kopek wird gewissenhaft in die Heimath gesandt, bis das gottgefällige Werk vollendet ist. Der Russe giebt bei solchen Gelegenheiten gern und reichlich.

schweren Lederbeutel aus dem Korbe und legt diesen mit der Bitte vor den Gastfreund hin, ihr die Summe bis Morgen zu bewahren, wo sie ihren Stab weiter zu setzen gedenke.

Fünfhundert Rubel! Da lag sie vor ihm, die Summe, welche ihn retten konnte, vor Schmach und Verderben! Fünfhundert Rubel! Wären diese jetzt sein, so konnte er mit Ruhe der dräuenden Untersuchung entgegensehen. War es nicht, als ob die Vorsehung selbst ihm den Rettungsanker ins Haus geschickt? Niemand hat die in wilder Sturmesnacht Eingekehrte in sein Haus treten sehen, wenn sie jetzt verschwände, wäre der Handel gemacht, und er aller Sorgen quitt und ledig. —

Und so soll es sein! rief es laut in seinem Innern, während der lauernde Blick die Unglückliche umkreiste, die an seinem Heerde saß.

Schon dachte er nicht mehr daran, ob er das Verbrechen vollführen solle, sondern alle seine Gedanken klammerten sich jetzt nur an die Möglichkeit, — wie dasselbe ausführbar sei.

Mit schlauer Scheinheiligkeit führte er das Opfer seines mörderischen Planes in eine ferne Kammer, ihr Ruhe empfehlend, der auch er bedürfe, da ihn seine Pflicht mit der ersten Morgenfrühe ins Haus des Herrn riefe.

Gehorsam folgte die fromme Schwester dem Ge-

bote, und bald darauf erlosch das Licht im Gemache des Popen. Nicht so schnell als er gerechnet, konnte jedoch sein Gast zur Ruhe kommen. Der monotone Gesang der armen Mutter und das leise Wimmern des kranken Kindes trieb die Mitleidige noch hinüber in die Stube der Ersteren, um nachzusehen, ob man dort ihres Rathes, ihrer Beihülfe benöthige.

Sie fand das wimmernde Weib trostlos und zum Tode erschöpft an der Wiege des Kleinen sitzen. Frauenherzen verstehen sich schnell, besonders, wenn ein Unglück sie zusammenführt. Die Fremde ging der rathlosen Mutter kräftig an die Hand, ein lindernder Trank wurde bereitet, und auf das dringende Zureden der braven Bettelnonne, die, auf ihre eigene Müdigkeit vergessend, die Nacht am Krankenbette des Kindes zu durchwachen versprach, entschloß sich die Frau des Popen endlich, einige Stunden der Ruhe zu pflegen, da sie bereits die vierte Nacht am Schmerzenslager des Kleinen durchwacht, und ein längeres Verweilen daselbst für sie selbst gefährlich werden konnte.

Sie begab sich in das für den Gast bestimmte Kämmerlein, während diese ihren Platz an dem Bettlein des Kleinen einnahm.

Bald darauf herrschte im ganzen Hause scheinbar tiefe Ruhe; alle Lichter waren erloschen bis auf das matt flackernde Lämpchen in der Krankenstube. — —

— — — — — — — — — — — — — —

Es schlägt 3 Uhr nach Mitternacht!

Da schleicht auf leisen Socken der Meuchelmord durchs Haus! Der Verbrecher, keinen anderen Ausweg sehend, um in den ungestörten Besitz der Summe zu kommen, die nach seiner Ansicht allein ihn retten konnte, hatte den Tod des unglücklichen Wesens beschlossen, das ein tückisches Geschick vertrauensvoll an seinen Heerd geführt. Vorsichtig öffnet er die Kammerthür. Die tiefen Athemzüge überzeugen ihn, daß sein Opfer fest genug schlafe, um durch seine ruchlose Hand in jenen Schlaf versenkt zu werden, aus welchem kein Erwachen möglich ist.

Der lichtscheue Missethäter weiß im Finstern den Weg zu seinem Opfer zu finden. Tappend nach dem Bette, umspannt der Mörder mit kräftiger Kralle plötzlich den Hals der Schlafenden, während sich seine breite Hand erstickend auf den Mund derselben preßt. Wenig Minuten und das Röcheln der schwach Ringenden verstummt, die matten Hände geben den vergeblichen Versuch auf, sich der Meuchlerfaust zu erwehren. Es ist gethan! —

Wie von Furien gepeitscht, flieht der Verbrecher aus der Kammer in seine Wohnstube zurück, wohl eine Stunde ängstlich horchend, ob kein Anzeichen seine That verrathe. Alles bleibt stumm, wie das Grab! Von der Furcht geängstigt, ein Licht könnte sein Weib auf den Hausflur locken, schleicht der Bösewicht aber-

mals in die dunkle Kammer zurück, und schleppt in athemloser Spannung die Leiche seines Opfers in den Keller hinab, den er sorgfältig verschließt.

Unmittelbar darauf kleidet er sich in sein Priestergewand, um den Frühgottesdienst zu verrichten*)

Schon ist das Kirchlein erleuchtet, einzelne Gruppen zerstreuter Beter harren des Popen, der sich unbegreiflicher Weise heute verspätet hatte. Da schleicht dieser herein, indem er links und rechts sich dankend neigt den ehrfurchtsvollen Grüßen der frommen Schaar. Jetzt tritt er an den von Kerzenlicht erhellten Altar, da durchzuckt ihn eine böse Mahnung des schlummernden Gewissens. Eine Bettelnonne kniet demüthig und gesenkten Hauptes an den Stufen. Die Kleidung derselben erinnert ihn lebhaft an die, vor kaum zwei Stunden begangene Greuelthat! Sich ermannend, schreitet er vorwärts, und indem er der Knieenden gegenüber steht, erhebt diese das dunkle Auge. Da stürzt der Pope nieder, wie zerschmettert vom Strahle des Weltgerichtes: Die Knieende ist sein Opfer, die nach seiner Meinung vor wenig Minuten unter seiner Faust ihr Leben verhaucht hatte.

Weh mir, kreischt der Vernichtete, was entsteigst Du Deinem Grabe, um Dich Deinem Mörder zu zeigen? Ja, ich bin ihr Mörder, schreit er seiner schreckerstarr-

---

*) Faktisch.

ten Umgebung zu, ich habe sie getödtet!! Unter Convulsionen windet sich der Verbrecher am Boden. Keiner der Anwesenden, selbst die fremde Bettelnonne weiß das Räthsel zu lösen, welches für unsere Leser wohl längst keines mehr ist.

Durch die Verwechslung der Ruheplätze der beiden Frauen hatte die Vorsehung das eigene Weib des Bösewichtes in seine mörderischen Hände geliefert. Als der Kleine am Morgen ruhig entschlummerte, war die fromme Nonne leise hinausgeeilt, um in der nahen Kirche während der Frühmesse ihrer heiligen Pflicht Genüge zu thun, und zu beten für die Genesung des unschuldigen Wesens. — Den Verbrecher ereilte die wohlverdiente Strafe! —

Die arme Pilgerin, die Gottes Hand so wunderbar beschützt, lebt jetzt noch im Krankenhaus der barmherzigen Schwestern in St. Petersburg, als die eifrigste Pflegerin, als die pflichtgetreueste Dienerin dieses gesegneten Ordens.

Selbstmord durch Glück.

Auf der letzten Station vor Nischnei-Nowogorod flog windschnell ein Wagen über die schneebedeckte Fläche dahin.

Es war zur Zeit der Messe und der eilige Passagier schien ein verspäteter Gast zu sein, denn nicht umsonst bot er seinem Kutscher ein tüchtig „na wodka“*), wenn er die Peitsche ordentlich gebrauchen wolle, was dieser denn auch redlich that. Es ist diese Art zu reisen in Rußland die rascheste und billigste, denn bei Extraposten riskirt man fortwährend, trotz dem theuer bezahlten Erlaubnißpaß (Podoroschne) auf keiner Station vorräthige Pferde zu finden, wenn man nicht den silbernen Schlüssel kennt, der den rechten Stall öffnet; eine direkte Postwagen-Verbindung, wie bei uns in Deutschland, existirt nur zwischen den Hauptstädten, und auch da kann man sicher sein, nie Plätze vorräthig zu finden, wenn man nicht zur rechten Zeit einen Zehnrubelschein auf das Blatt zu legen versteht, auf dem die nächstens Abreisenden vorgemerkt stehen. Das Beste also bleibt, sich dem guten Glücke und einer gespickten Börse anzuvertrauen, und von Station zu Station ein Privatfuhrwerk zu miethen, bis man den Ort der Bestimmung erreicht hat.

Der Passagier, wie alle Russen unter sich, redseliger Natur, ließ sich mit seinem Kutscher in ein Gespräch ein, weniger aus Neugierde, als in der Absicht,

---

*) Auf Schnaps (Trinkgeld).

die Zeit zu kürzen, und die Ungeduld nach seinem Reiseziel etwas zu zügeln.

So erfuhr er denn auch bald von dem Inhaber des Gefährtes, daß derselbe ein blutarmer Bauer sei, daß ein winzig kleines Häuschen, und die beiden Pferde vor ihm, Alles sei, was er auf der weiten Gottes Erde sein nenne. Durch Tagelohn im Sommer, und Lohnkutscherdienste im Winter, ernähre er sich und sein Weib ärmlich, und im Schweiße seines Angesichts. Anders wäre es freilich, wenn er ein paar hundert Rubel im Vermögen hätte, um eine kleine Lafka (Krämerbude) einrichten zu können. Da würde er wohl schnell vorwärts kommen, denn er habe im Hause des Popen, welcher ihn als arme Waise aufgenommen, eine gute Erziehung genossen, ja sogar lesen und schreiben gelernt.

Mit einem tiefen Seufzer hörte der Reisende den letzten Theil dieser biographischen Skizze. Ihm war es nicht so gut geworden, er konnte nicht lesen und nicht schreiben. Vom Leibeigenen hatte er sich in der großen Czaarenstadt zum reichen Kaufmann emporgeschwungen, als armer Pirogenhändler, seine Krambude von der Achsel herabhängend, hatte er mit wenig Copeken angefangen, am Gastinodwor (Kaufhaus) seine Waare feil zu bieten, jetzt nannte er die größte Theehandlung des ungeheuren Petersburger Bazars sein eigen, sein Wort galt für hundertausende, allein lesen

und schreiben konnte er bis zur Stunde noch eben so wenig, als er seinen Freibrief erlangen konnte, von dem unermeßlich reichen Grafen Scheremetief, seinem Herrn, der seinen Stolz darein setzt, Millionäre zu Leibeigenen zu haben.*)

Auch heute führte der unscheinbare Bartrusse**) ein Vermögen mit sich, um das ihn mancher Dandy der Residenz beneidet haben würde. Zweimalhunderttausend Rubel hatte er in dem Vordertheil des Schlittens in einem unscheinbaren Pelzstiefel, in Banknoten, verborgen, da er zur Messe eilte, um die vorjährigen Einkäufe zu berichtigen, und neue zu machen. Ohne Schrift, auf den bloßen Handschlag vor zwei Zeugen, werden in Rußland alljährlich ähnliche Geschäfte in millionengleichen Beträgen abgeschlossen, Betrügereien und Banquerotte gehören bei derartigen Abschlüssen zu den denkbar größten Seltenheiten, und scheinen fast nur die Frucht südlicher Civilisation zu sein. So gerne der Russe im Kleinhandel beschuppt, so sehr er sich in solchen Fällen über seine Pfiffigkeit freut, wenn er einen Ausländer, besonders einen Deutschen, beluchsen kann, so unverbrüchlich hält er sein einfach gege-

---

*) Faktisch.

**) Ein Volksausdruck für den eigentlichen Nationalrussen, den noch keine Kultur beleckt; Bartkerl heißt der gemeine Mann daselbst.

benes Wort, dem Landsmann gegenüber, bei großartigen Geschäftsverbindungen.

Ein heilloses Sprachgewirre dröhnt die Luft erschütternd dem Reisenden entgegen, und verkündigt ihm die Nähe von Nischnei-Nowogorod. Kein Europäischer Handelsplatz giebt auch nur einen annähernden Begriff von der Großartigkeit dieser Messe, auf welcher „Europa und Asien sich küßt," wie ein moderner Schriftsteller sich ausdrückt. Dieses Durcheinandergewoge, diese Campagne in freier Winterluft, da natürlich nur die wenigsten der Anwesenden ein Unterkommen finden, dieser tobende Lärm, veranlaßt durch alle denkbaren Naturlaute, Alles zusammen giebt ein Bild, das kein Pinsel lebendig genug malen, keine Feder frisch genug schildern kann.

Plötzlich erblickt der Petersburger Kaufmann in dem Gedränge einen Geschäftsfreund, den er tausende von Meilen entfernt glaubt:

„Stoi iswóschtschik! Wot twoji dengi," (Halt Kutscher! Hier ist Deine Bezahlung) schreit er auf, springt aus dem Schlitten, und eilt wie ein Besessener dem Bekannten nach. Endlich ist der eingeholt, wenn auch nicht ohne lange Mühe, und nach manchem empfangenen Rippenstoß.

Welch' ein zärtliches Küssen! Hundertmalige Umarmung! Batiuscha! moï duscha! (Väterchen! mein Seelchen!) und mit noch hundert anderen Schmeichel-

namen begegnen sich die bartbewachsenen Lippen. Fort ziehen sich die Freunde in eine benachbarte Theebude, um beim dampfenden Samowar am warmen Ofen die erstarrten Glieder aufthauen, und das trauliche Gespräch frischer fließen zu lassen.

Wohl das zehnte Glas des köstlichen Getränkes mochte jeder der Beiden zu sich genommen haben, alle Ereignisse der Heimath, von den Angehörigen bis zum Geschäftsgang, ja bis zu den Familien-Verhältnissen des Hausviehes herab, waren zum zwanzigsten Male erörtert und besprochen, da fährt plötzlich der Theehändler, wie von der Tarantel gestochen, empor, mit starrem Blick, einem Rasenden gleich, springt er vom Stuhl auf:

„Isbáwi hóge! Fissjo prapalo!“*) kreischt er auf.

„Né dai bóg!**) Iwan Iwanowitsch!“ entgegnet ihm beschwichtigend der Andere.

Mit Mühe erfährt er endlich von dem gänzlich Konsternirten, daß er seinen kostbaren Pelzstiefel und 200,000 Rubel in demselben, in der Ecke seines Schlittens vergessen habe.

Sie eilen zurück nach dem Platze, auf dem sie sich gefunden, allein wäre das Gefährte auch noch dagewesen, wer wollte es auch auffinden, unter den tausend

*) Gott erbarme sich! Alles ist verloren!

**) Da sei Gott davor!

und aber tausend Schlitten, die sich in Rußland ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern?

Während Iwan Iwanowitsch rathlos in die Ferne starrt, giebt ihm der besonnene Nestor Wasilitsch schnell den guten und praktischen Rath, so rasch als möglich zurückzufahren an die letzte Station, wo er den Schlitten gemiethet, vielleicht ist der Kutscher noch einzuholen, vielleicht hat er das Fuhrwerk noch nicht untersucht, den Schatz nicht gefunden, vielleicht gelingt es selbst im Falle, daß derselbe von dem Finder schon geborgen, ihn durch Güte oder Drohung wieder herauszubringen, ehe man die Hülfe der Polizei in Anspruch zu nehmen gezwungen.

Der Plan wird eiligst ausgeführt, und in wenig Augenblicken fliegen die Freunde mit Sturmeseile die Straße dahin. Aengstlich starrte Iwan hinaus und der Station entgegen, auf der sein Geschick sich entscheiden soll, endlos scheint ihm die Strecke, trotz der rasenden Schnelligkeit, mit welcher die wackeren sibirischen Steppengäule dahinschnauben, doch da Alles im Leben ein Ende nehmen muß, so auch die Qual des armen Iwanowitsch, der endlich das Haus des Kutschers Iwan Petrowitsch in der Ferne erblickte.

Jetzt ist die ersehnte Stelle erreicht, und zwar eben in dem Augenblick, als der Mann die dampfenden Pferde vor dem noch im Thorwege stehenden Schlitten losspannt.

Mit der Behendigkeit einer Katze springt Iwan Iwanowitsch aus seinem Gefährte heraus und auf das andere zu, keuchend und lautlos durchwühlt er die Stelle, wo die verhängnißvollen Pelzstiefeln lagen, und, welch' Glück, er findet dieselben unversehrt mit der kostbaren Füllung am alten Platze liegen.

Jubelnd umtanzen die beiden Freunde den wiedergefundenen Schatz, während Petrowitsch mit weit offenem Maule die scheinbar Wahnsinnigen anstarrt. Endlich wird ihm das Räthsel gelöst, und der selige Iwan erklärt ihm den Vorfall, mit folgenden Worten schließend:

„Du bist ein braver Bursche, und es soll heute für Dich ein Tag der Freude sein. Du erzähltest mir, daß Dich ein paar hundert Rubel in den Stand setzen würden, eine Laffka einzurichten und Dein Glück zu gründen. Hier hast Du 500 Rubel, ich habe mit weit weniger angefangen, als Du, und bin ein wohlhabender Mann geworden, möge meine Gabe Dir gleichfalls Segen bringen. Jetzt aber, Duscha*), rufe Dein Weib, denn wir müssen Deine Gastfreundschaft für heute Nacht ansprechen, es ist schon zu spät, um die Rückfahrt anzutreten und wir sind müde und durstig."

Nach wenig Minuten finden wir die Freunde so

*) Seelchen, ein gewöhnliches Schmeichelwort der Russen.

wohnlich eingerichtet, als es bei den beschränkten Mitteln des armen Bauers möglich ist, in dessen Schlafstube, den dampfenden Samowar*) vor sich, der in keiner russischen Hütte fehlen darf.

Der Eigenthümer hat sich mit seinem Weibe auf den Boden des Vorbaues gebettet, und bald deckt der bleierne Schlaf seine schweren Fittige über die Häupter der Ermüdeten.

Lange noch vor Tagesanbruch hört Iwan Iwanowitsch den Hauswirth stöhnend in seinem Behälter auf und nieder gehen.

„Was ist Dir, Brüderchen?" ruft er hinaus, „kannst Du nicht schlafen?"

„Ja ne tak to sdarόf,"**) tönt dessen Stimme dumpf herein.

„Wessmá szageléju,"***) brummte Iwan, dreht sich auf die andere Seite und schnarcht nach wenig Minuten wieder den Schlaf des Gerechten.

Plötzlich schreckt die beiden Freunde ein gellendes Weibergeschrei empor, das aus dem Vorbau ihnen entgegentönt. Erschrocken springen sie auf von dem Lager und in die Nebenstube, hier sehen sie entsetzt den Körper des ehrlichen Petrowitsch erhängt am Thürpfosten baumeln und unter ihm sein Weib ihren Jam-

---

*) Selbstkocher, die russische sehr praktisch construirte Theemaschine.

**) Ich befinde mich nicht wohl.

***) Das thut mir leid.

mer in schrillen Tönen durch die Lüfte sendend. Vergeblich ist alles Bemühen, den Unglücklichen zu retten, der bereits starr und erkaltet, an seinem eigenen Halstuche schwebend, ein grauenvolles Bild abgab.

Umsonst suchen die Fremden das wimmernde Weib auszuforschen, was den scheinbar so harmlosen Burschen zu diesem grauenvollen Entschlusse getrieben haben möge.

Sie selbst begreife es nicht, wohl sei er gestern, nachdem sich die Herren zur Ruhe begeben hätten, düsterer und in sich gekehrter als je, auf und nieder gewandelt, aber nie habe sich irgend ein Ereigniß zugetragen, welches auf eine solche Katastrophe hätte schließen lassen. Petrowitsch habe vor dem Schlafengehen noch ein Glas heißen Tschai getrunken, dann noch geschrieben und gerechnet — da, da sei das Blatt, auf dem er geschrieben habe. —

Der des Schreibens unkundige Iwanowitsch giebt das Blatt an Nestor-Wasilitsch, und dieser löst, indem er die letzten Zeilen des Selbstmörders entziffert, den Staunenden das Räthsel in folgenden Worten:

„Ich strafe mich selbst für meine Dummheit,
„indem ich nicht verdiene, mehr auf der Welt
„zu leben, in der ich heute ein Mann mit
„einem Vermögen von 200,000 Rubel sein
„könnte, wenn ich kein Esel wäre, während ich

„die lumpigen 500 Rubel nie in meinem Leben
„ohne die bittersten Gewissensbisse anzusehen,
„über mich gewinnen könnte.

Petrowitsch."

Ob sich die Wittwe des ehrlichen Kutschers getröstet, und wie es den beiden Freunden ferner gegangen, darüber schweigt die Geschichte, so viel aber ist gewiß, daß Iwanowitsch nie wieder Geld in einen Stiefel gethan, noch weniger aber diesen je vergessen hat.

Unheimliche Geschichten.

Ein Gesellschaftsabend in St. Petersburg.

In der Regel drehen sich die Soireen der nordischen Residenz um Essen und Trinken, d. h. viel trinken, und um das leidige Kartenspiel. Der Russe ist sehr gastfreundlich; er prunkt nicht mit dieser Tugend, die er auch nur zu seinem eigenen Amüsement ausübt, denn wie verbrächte er die endlos langen Winterabende, wenn nicht am Kartentisch oder hinter der Weinflasche? Selbst die elegantesten Damen bleiben hinter dieser Mode nicht zurück und ich habe während meines fünf-

jährigen Aufenthaltes in Rußland keine Hausfrau kennen gelernt, die sich nicht vortrefflich auf die Handhabung der bunten Blätter verstanden hätte, ja Viele ruiniren sich durch diese Leidenschaft und bringen mit den Männern um die Wette ihr Vermögen durch. Von diesem geist= und Gesundheit tödtenden Vergnügen will ich hier nicht sprechen, sondern von den leider nur seltenen Ausnahmen.

Bei dem berühmten russischen Schriftsteller Kukolnik findet sich jeden Mittwoch ein Häuflein Männer zusammen, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, durch Austausch ihrer geistigen Schätze die langen Winterabende um ihre Dauer zu betrügen. Gelehrte und Künstler, Schriftsteller, Maler und Musiker, Deutsche, Russen und Franzosen, drängen sich zu diesem anspruchslosen Zirkel, der wohl in der Riesenstadt nicht seines Gleichen findet. Es ist eine Verschwörung des guten Geschmacks, des Humors und der Freundschaft gegen die bittere Langeweile.

Schreiber dieses will es versuchen, einen solchen Abend, mit seinem wechselnden Inhalt, mit seinen anregenden, frischen Gesprächen zu schildern, insofern es ihm möglich ist, dies nach den flüchtigen Tagebuchnotizen zu thun, die er bei jedesmaliger Heimkunft aus diesem fröhlichen Zirkel auf's Papier hinwarf.

Es ist zehn Uhr! Die Gäste sitzen um den vor

der Hausfrau brodelnden Samowar an dem reich servirten Theetisch. Wie würden unsere deutschen Damen dreinsehen, die uns heißes Peccowasser mit dünnen Butterschnitten als Abendbrod vorsetzen, sähen sie die Plage, welche eine solche Theevisite in St. Petersburg für die Dame vom Hause mit sich führt?

Da muß der Tisch mit den feinsten, Appetit reizenden Delikatessen besetzt sein, da muß die arme, geplagte Wirthin nicht nur jede einzelne Tasse des duftenden Trankes dem Gaste vorsetzen, sondern sie muß vor den Augen desselben die gebrauchte Tasse wieder reinigen und frisch füllen, und wie viele Tassen ein solcher petersburger Magen verträgt, das kann nur der glaublich finden, der einer solchen Vertilgung einst als staunender Augenzeuge beigewohnt! Um Mitternacht beginnt dann erst ein reiches Souper, ebenfalls unter dem Vorsitz der Dame, welches gewöhnlich erst gegen Morgen endet. Den Thee durch die Dienstleute bereiten und serviren zu lassen, gehört nicht zum guten Tone.

Nach dieser kleinen national-gastronomischen Abschweifung kehren wir in den Salon des Freundes Kukolnik zurück.

Es ist zehn Uhr. Die warme Stube kontrastirt angenehm mit dem draußen heulenden Schneesturm, der die dicken Flocken in solcher Masse auf die Erde

niederjagt, daß es unmöglich ist, Weg und Steg zu erkennen. Die Klingel tönt und ein verspäteter Gast tritt ein. Es ist Fürst W.....y, der Chef eines Husaren-Regiments, ein abgöttischer Verehrer des Kaisers, dabei eine gutmüthige Seele und — in Rußland eine Seltenheit — ohne den geringsten Stolz auf seinen Rang. Nachdem er seinen Schnurrbart von einer Eislast befreit, die diesen um das Doppelte verlängerte, grüßt er die Anwesenden mit Herzlichkeit und nimmt seinen Platz am Tische ein.

„Warum so spät, Andrä-Andräwitsch*)?" nimmt die Hausfrau freundlich drohend das Wort: „Immer der Letzte!"

„Entschuldigen Sie, Mari-Iwanna, ich komme eben vom Kriegsminister, die Angelegenheiten unseres Freundes J.....ff hat der Kaiser entschieden, und zwar mit einer solchen Weisheit, welche an das Urtheil Salomonis, biblischen Andenkens, erinnert."

„Lassen Sie hören, Andrä-Andräwitsch, die Sache interessirt uns Alle, da aber nicht Alle von dem Vorgange genau unterrichtet sind, Sie bei demselben jedoch theilweise als Augenzeuge figurirten, so erzählen Sie uns wohl auch die darauf Bezug habende frühere Begebenheit."

---

*) Sohn des Andreas; der Russe nennt immer den Namen des Vaters mit, wenn er Jemanden anredet.

Der Fürst, welcher mit Freuden die Gelegenheit ergriff, seinen Kaiser im glänzendsten Lichte zu zeigen, erzählte mit Vergnügen:

Ein Urtheil des Czaren.*)

„Sie, als Ausländer," fing er an gegen uns Deutsche, „Sie können sich keinen Begriff machen von dem ungeheuren Reichthum, der bei uns in Rußland oft in iner Familie, ja in einer Hand zusammengehäuft sich findet. Es würde Sie an die Mährchen von Tausend und eine Nacht mahnen, über welche Summen ein Scheremetieff, ein Dimidoff, Jakobleff zu disponiren haben.

Von diesen Krösussen ist nun der junge J....ff einer der reichsten, der tollsten. Seine Voraltern gehörten mit zu den Auffindern der Sibirischen Gold- und Silberminen und erhielten, damals noch Leibeigene, in Folge ihrer glücklichen Entdeckung, die Freiheit, und einen Theil an der Ausbeute, welche unermeßliche Summen abwarf. Unser Freund J., der Letzte seines Stammes, hat nun des rohen und gemünzten Mammons eine solche Menge, daß er, im strengsten Sinne des Wortes, nicht weiß, was er damit anfangen soll. Als das Winterpalais des Kaisers mit allen seinen Schätzen verbrannte, erbot er sich, dasselbe in seinem früheren Zustande „als patriotische Gabe" aus eigenen

*) Kaiser Nikolaus.

Mitteln wieder herzustellen, ein Anerbieten, welches der Czaar von keinem Unterthan annehmen konnte, und daher zurückwies. Dabei ist J. der übermüthigste, aber auch der gutmüthigste Mensch des ganzen russischen Reiches. Mit seinem Gelde ist es ihm möglich, die bizarrsten Launen durchzuführen; er ist der verwegenste Spieler, der kühnste Reiter, der beste Schütze von der Ostsee bis ans schwarze Meer.

Doch, wie nun eben unter der Sonne kein vollkommenes Glück gedeiht, so auch bei unserm Iwan Iwanowitsch; dessen sehnlichsten, heißesten Wunsch: einige Jahre im Auslande, besonders in Paris zubringen zu dürfen, der Kaiser auf oft wiederholte Bitten stets strenge abschlug. „Der Tollkopf wird mit seinem vielen Gelde dumme Streiche und dem russischen Namen Schande machen“ entgegnete „der Herr“ immer, so oft das Gesuch von J. von einer mächtigen und einflußreichen Person befürwortet wurde, und der arme Millionair muß suchen, sein Geld im Vaterlande todt zu schlagen! —

Vor vierzehn Tagen kam, wie Sie wissen, die Kunstreitergesellschaft Lejars aus Deutschland hier an, um in St. Petersburg und Moskau ihre Rubelerndte zu halten. Unter den Enthusiasten für diese Truppe war nun J...... einer der leidenschaftlichsten. Jeder Abend fand ihn in einer der vordern Logen, und seine Verehrung für die schöne Lejars oder die kühne Pauline

ergoß sich in reichen Blumenspenden, denen nicht selten weit solidere Zeichen von Wohlwollen beigebunden waren, z. B. ein Diadem von Diamanten, eine Reitpeitsche, an deren Griff ein Rubin von seltener Größe prangte 2c.

Was Wunder, daß derselbe in kurzer Zeit der geachtetste Gast der fremden Künstler wurde, daß die Dankesverbeugungen derselben bei den Beifallsstürmen meistens zuerst gegen die Loge des jungen Mäcens gerichtet waren, natürlich, wenn Niemand vom Hofe anwesend.

Eines Abends stößt J..... aus Versehen mit der etwas ungeschickt angebrachten Logenthüre an den Fuß des Obersten B.... Dieser, nahe verwandt mit dem Lieblinge des Kaisers, dem Fürsten Menzikoff, achtet nicht auf die höfliche Entschuldigung J......s., sondern schlägt denselben heftig und unerwartet in's Angesicht, so daß ihm sogleich das Blut über dasselbe herabströmt. J.....ff wuthschnaubend, fordert sogleich öffentlich Genugthuung von seinem halbbetrunkenen Beleidiger, diese wird ihm in acht Tagen zugesagt und die erbitterten Gegner werden von ihren Freunden hinausgebracht.

Der ganze Vorfall dauerte kaum viel länger, als ich Zeit brauche, ihn zu erzählen, machte aber dennoch, wie begreiflich, nicht nur im Circus selbst, sondern auch in ganz Petersburg das ungeheuerste Aufsehen.

Merkwürdiger Weise aber schien gerade der, welcher das Ereigniß doch gewiß zuerst erfahren mußte, nichts davon wissen zu wollen.

Die ganze Residenz erfuhr, daß das Pistolenduell, nach J.....ff's Forderung auf Tod und Leben, in einigen Tagen in einem, wenige Werste von der Stadt entfernten Gehölze, stattfinden werde. Da jedoch der Kaiser die Sache nicht erwähnte, der Ober-Polizeimeister von diesem wohl den geheimen Befehl erhalten haben mochte, der Angelegenheit ihren Lauf zu lassen, so mischte sich keine Behörde in die Streitsache, und Jedermann sah der Entscheidung derselben mit der größten Spannung entgegen.

Oberst B....., bei Jung und Alt verhaßt und gefürchtet, hatte wenig Sympathie für sich, desto mehr der junge Crösus, der noch dazu durch seine oft erprobte Schützengewandtheit die meisten Chancen in diesem gefährlichen Spiele für sich hatte.

Dies mochte auch der schlagfertige Oberst einsehen, und nachdem der Rausch verflogen war, stellten sich bei ihm über die Folgen seiner Handlung Reflexionen der unerfreulichsten Art ein.

Seine Kameraden erklärten ihm unverholen, daß man ihn bereits als todten Mann betrachte, aber wenig Mitleid mit seinem Schicksal habe, welches er selbst durch sein, den ganzen Soldatenstand schändendes Betragen hervorgerufen habe.

Der Abend war erschienen, dem voraussichtlich ein blutiger Morgen folgen sollte. Wir finden B. abermals im Cirkus und zwar dies Mal neben dem stabilen Sitz des Ober-Polizeimeisters. Im Zwischenacte rief der Oberst überlaut einem rückwärts sitzenden Kameraden die Bitte zu, ihn morgen nicht zu besuchen, da ja an diesem Tage sein Duell mit I.....ff stattfinden werde.

Diese Renommage verfehlte ihre Wirkung nicht, denn der Ober-Polizeimeister wendete sich, sobald dieselbe ausgesprochen war, ernst zu seinem Nachbar und sagte ruhig:

„Herr Oberst, Ihr Rencontre mit I.....ff ist mir so bekannt gewesen, als der ganzen Stadt, allein ich brauchte es nicht zu wissen. Da Sie mir aber in diesem Augenblick durch die Oeffentlichkeit, mit der Sie das Ereigniß behandeln, dasselbe amtlich anzeigen zu wollen scheinen, so muß ich Sie bitten, mir Ihr Ehrenwort zu geben, sofort sich nach Hause zu begeben und Ihre Wohnung nicht vor der Entscheidung Sr. Majestät des Kaisers zu verlassen, dem ich die Sache morgen beim Früh-Rapport melden werde."

Mein wackerer B..... läßt sich das nicht zwei Mal sagen, er eilt nach Hause und tritt freudig seinen Stubenarrest an, zu dem vorläufig auch I.....ff verurtheilt wird.

Als die Sache unserem Kaiser zur Entscheidung

vorgelegt wurde, ließ er J.....ff volle Verzeihung anbieten, wenn er das Duell, so wie die ganze Streitsache vergessen, auf sich beruhen lassen und sein Ehrenwort darauf geben wolle; er selbst, sein Kaiser, werde ihm Satisfaction verschaffen.

Auf dieses gnädige Anerbieten antwortete J....ff tollkühn: Der Kaiser sei sein Herr und sein Schicksal liege in dessen Hand, wenn ihn aber Sr. Majestät zehn Jahre nach Sibirien schicke und er werde im elften frei, so würde sein Erstes sein, den Oberst B... zu fordern. Auch könne der Streit nur mit dem Leben des Einen oder des Andern enden: Darauf nur könne er sein Ehrenwort geben!

Binnen vierundzwanzig Stunden kam folgende Entscheidung Sr. Majestät an J.....ff:

Der Oberst B. sei in Folge seiner Brutalität und Feigheit verurtheilt, als gemeiner Soldat nach dem Kaukasus zu gehen, mit einem Gemeinen könne sich J.....ff natürlich nicht schlagen, und somit sei die Sache beendigt. Da J.....ff jedoch durch die Herausforderung sich gegen die Gesetze vergangen, so habe er Strafe verdient, und deshalb sei er auf drei Jahre aus seinem Vaterlande verbannt, und die Behörden hätten bereits Befehl, ihm seinen Paß nach Paris auszufertigen.

„Das Urtheil ist bereits vollzogen,“ schloß der Fürst seine Erzählung. „Der Oberst B. ist auf dem Wege

nach dem Kaukasus und unser Freund J....ff auf der Reise nach Frankreich."

„Und nun, meine Herrn, die Gläser zur Hand, lassen Sie dieselben anklingen auf das Wohl Sr. Majestät! Möge er uns und Ihnen noch lange erhalten bleiben und viele solche salomonische Urtheile fällen!"

Während die Gläser stürmisch anklangen und der größte Theil der Gesellschaft den Toast laut nachrief, flüsterten zwei Ausländer, am untern Ende der Tafel sitzend, einander folgende Bemerkung zu. Der Eine, ein deutscher Architekt, der zur Erbauung eines Krongebäudes vom Rhein hierher berufen war, sagte zu seinem Nachbar, einem lebenslustigen französischen Schauspieler:

„Kannst Du Dir eine tragi-komischere Figur denken, als diesen armen Millionenbesitzer mit seiner vergeblichen Sehnsucht nach Paris, dem gelobten Lande der Tollköpfe? Der eiserne Wille „des Herrn" hält den Armen in seinem goldenen Käfig fest, während er selbst wieder tausend Leibeigene sein nennt, die vor einem Wink seiner Brauen zittern."

„Und der Wille," fuhr der Andere ergänzend fort, „der Wille des Gewaltigen verweiset ihn dann an das Ziel seiner Wünsche, während er ihn eben so gut nach Sibirien hätte führen können." „Auf der ganzen Welt," fuhr der Fürst in seinem Enthusiasmus fort, „lebt kein gerechterer und gütigerer Monarch, daher

erfreuen wir Russen uns einer gesegneten Ruhe, während das ganze übrige Europa noch immer gährt und braust und wankt."

„Die vergangene Woche war große Revue auf dem Marsfelde, ein Schauspiel, welches man in solchem Glanze in keinem Lande wiederfindet. Auf dem Wege dahin ritt Se. Majestät, wie gewöhnlich, mit ritterlicher Galanterie neben dem Wagen der Kaiserin. In dem Augenblicke, als dieser hält, springt „der Herr" vom Pferde, um die Dame herauszuheben, allein der Kammerkosak war zu gleicher Zeit vom Tritte herabgeeilt, um den Kutschenschlag zu öffnen, und beide — der Kaiser und der arme Kosak — stoßen so empfindlich aneinander, daß „der Herr" im ersten Zorn dem Letztern einen kräftigen Schlag giebt, der ihn in den Graben schleudert. Doch wie erstaunen die unzähligen Zuschauer, als der Kaiser in demselben Moment den Diener vor allen Zeugen aufhebt, ihn küßt und mit den Worten: „Bruder, vergieb, mein heißes Blut riß mich zur Ungerechtigkeit hin," um Vergebung bittet*)."

„Da war aber auch die Menge nicht mehr zu halten. Ein tausendstimmiges, vom Herzen kommendes Hurrah erschütterte die Luft, und mit Freudenthränen in den Augen sah man die Veteranen die Hüte schwenken. „Was sagen Sie, meine Herren? Würde Ihr

*) Faktisch.

Kaiser," setzte er gegen den jungen Franzosen gewendet hinzu, „auch so gegen einem armen Teufel handeln?"

Phlegmatisch antwortete dieser: „Allerdings nicht, aber er würde den armen Teufel bei ähnlicher Gelegenheit auch nicht in den Graben geworfen haben."

Nach einer Pause nahm der Hauswirth R..... das Wort: „Ich begegnete dem Herrn nach dem Leichenbegängniß des Großfürsten Michael. Sie glauben nicht, wie mich der Anblick erschütterte. Seine hohe, imposante Gestalt hing zusammengekauert auf dem Pferde, dessen Zügel er schlaff in der Hand hielt; sein schönes, männliches, ausdrucksvolles Gesicht erschien mir eingefallen und welk; der Tod seines Bruders hat ihn über Nacht um ein Jahrzehnd älter gemacht. Ich vermag es nicht, Ihnen zu schildern, wie mir der Anblick das Herz zerriß."

„Kein Wunder," sprach der Fürst, „daß ihm der Tod des Bruders tief ans Herz greift. Der Verblichene war sein treuester Freund, sein Rathgeber, seine festeste Stütze. Von vielen Hofleuten gefürchtet ob seines derben, rücksichtslosen Freimuths, war er der Abgott der Soldaten und manche ergötzliche Anekdote circulirt in dieser Beziehung über ihn. So wissen Sie z. B. Alle, daß der Soldat im Dienste das Recht hat, jede Fähre über die Newa unentgeldlich zu benutzen, während er sonst fünf Kopeken zu bezahlen hat. — Nun geht der Großfürst eines Tages am Quai in der Nähe des Marmorpalastes umher und bemerkt

einen Schiffer, einen kräftigen, jungen Mann, im Streit mit einem Soldaten, dem er den Mantel von den Schultern zerren will. Auf die Frage, was es gäbe, meldete der Soldat, daß der Schiffer, obgleich er die Dienstmarke vorgewiesen, für die Ueberfahrt bezahlt sein und sich mit seinem Mantel gewaltsam pfänden wolle. „Was willst Du mit dem alten Mantel machen? Du siehst ja, er ist schon sehr schlecht; komm' mit mir, ich will Dir einen neuen geben," sagte Se. kaiserliche Hoheit mit gutmüthig jovialem Tone. Der Schiffer muß ihm in die nächste Kaserne folgen, wo er als Soldat eingekleidet wird und auf diese Weise freilich zu einem neuen Militairmantel kommt."

„Merkwürdig genug," fuhr der Fürst fort, „war der Großfürst sonst so heiter undg uter Laune, in der letzten Zeit trübe, ernst, verschlossen, von düstern Ahnungenge quält."

„Glauben Sie an Ahnungen?" warf Nestor Wasiliwitsch dazwischen.

„Eigentlich sollte mir als Soldat jeder Aberglaube unzugänglich sein, allein ich habe durch ein Glied meiner eigenen Familie den Beweis erhalten, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, von denen sich keine Schulweisheit träumen läßt."

In der lebhaften Aufmerksamkeit der Anwesenden las der Sprecher die Bitte um Erzählung der geheimnißvollen Begebenheit, auf welche er soeben angespielt, und diesem stummen Wunsche nachgebend, erzählte er uns folgende

Geistergeschichte.

„Ein Theil von Ihnen, meine Herren und Damen, hat meinen Bruder Andrä-Andräwitsch genau gekannt; die Uebrigen werden es daher nicht für Prahlerei halten, wenn ich versichere, daß derselbe einer der tapfersten und muthigsten Soldaten war, welche die russische Armee zählt, die doch, bei Gott! an verwegenen, berufstreuen Männern keinen Mangel leidet. Kühn bis zur Tollheit, ritterlich galant gegen Damen, bildhübsch, jung, reich und verschwenderisch, was Wunder, daß der Herr Rittmeister der Liebling seiner Kameraden, der Abgott der Frauen war. Mit heiterer Lebenslust arrangirte er alle in seinem Kreise vorkommenden Feste, und nie sah man eine Wolke der Traurigkeit auf seiner Stirne lagern.

Stellen solch' seltene Eigenschaften ihren Träger überall hoch, um wie viel mehr mußte dies der Fall bei meinem Bruder in dessen Garnisonsort sein? Sie kennen die Bauerndörfer, wohin unsere Kavallerie oft zum Schrecken ihrer Offiziere vertheilt wird. Stundenlang müssen diese reiten, um zu einem, wenn das Glück wohl will, zu mehreren Kameraden zu gelangen und in Trinkgelagen und beim Hazardspiel die Langeweile um einige Stunden zu betrügen; wem dies nicht genügt, der darf oft eine Tagereise nicht scheuen, will er das Glück gebildeter Gesellschaft bei einem der um-

wohnenden Gutsbesitzer oder in einem Städtchen genießen. Der nächste größere Ort, welcher der Vergnügungslust meines Andrä-Andräwitsch zugänglich war, hieß Reschilitowka, ein ungeheuerer Marktflecken mit 11,000 Einwohnern in Klein-Rußland. Wer die Städte im Innern unseres Vaterlandes kennt, der macht sich leicht eine Vorstellung von diesen Marktflecken, welche oft die Größe einer mittleren Residenzstadt erreichen, sich jedoch in keiner Beziehung über den Schmutz des elendesten Bauerndorfes erheben. Eine Annehmlichkeit hatte jedoch Reschitilowka vor anderen Ortschaften gleichen Ranges voraus: ein sehr schönes Casino, von den benachbarten Edelleuten gegründet und erhalten. Die weitläufigen Räume des schönen Gebäudes wurden zu periodisch wiederkehrenden, für jene Gegend ziemlich großartigen Festen benutzt, deren Seele, wie gesagt, stets mein Bruder war. Monate lang wurde ein solches Fest verschoben, wenn Dienstpflicht oder andere Ursachen denselben abhielten, der Unterhaltung beizuwohnen und dieselbe mit seiner stets heiteren Laune zu erhöhen.

Um so mehr mußte es auffallen, daß Andrä-Andräwitsch zu einem Ballfeste, für welches er selbst seit Wochen die anstrengendsten Vorbereitungen getroffen, nicht nur sehr verspätet, sondern sichtlich verstimmt, zerstreut, ja, man könnte sagen, verstört erschien. Er, sonst der leidenschaftlichste, eleganteste Tänzer, blieb

ruhig auf einem Polsterstuhle sitzen, während ein wahrer Blumenflor der schönsten Mädchen den Saal durchschwebte. Vergebens waren alle Aufforderungen der Freunde, sich der Lust, der Freude hinzugeben. Auf alle Fragen der Ursache seines auffallenden Benehmens gab er ausweichende, nichtssagende Antworten, leere Ausflüchte.

Erst spät bei Tische lösten einige rasch hinabgestürzte Gläser Champagner und das theilnehmende, herzliche Andringen der Anwesenden seine Zunge, und mit schneidend scharfem Tone warf er plötzlich die unerwartete Frage hin:

„Ist Jemand unter Ihnen, meine Herren, der mich für feige hält? der mir im Leben eine Handlung nachweisen kann, welche den geringsten Mangel an Muth beurkundet?"

Auf die einstimmige Versicherung, wie überflüssig eine solche Frage in Bezug auf seine so oft erprobte Tapferkeit in der Schlacht und im Duell sei, fuhr mein Bruder in sichtlicher Aufregung fort:

„Und dennoch, meine Verehrten, habe ich mich vor wenig Stunden gefürchtet, wie nur je ein Kind sich vor Knecht Rupprecht fürchten kann, ja, ich habe gezittert, daß ich mich kaum im Sattel erhalten konnte. Damit Sie aber nicht glauben mögen, das, was ich Ihnen jetzt erzählen werde, sei ein Bild meiner Phantasie, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß außer

den paar Gläsern Wein, die ich eben getrunken, seit 14 Stunden kein Tropfen geistigen Getränkes über meine Lippen gekommen, daß ich nicht die geringste Unannehmlichkeit, nicht den mindesten Verdruß gehabt, sondern mit vollkommener Gemüthsruhe und gewohnter Heiterkeit von Hause wegritt, überzeugt, daß ich einer frohen Nacht entgegeneile. — Als ein geübter Reiter lege ich gewöhnlich die tüchtige Strecke von mir bis Reschitilowka in drei Stunden zurück; ich schwang mich daher um 7 Uhr auf mein Pferd, welches auch rasch genug ausgriff. Der helle Mondschein, welcher sein volles Licht auf die Schneefläche vor uns hinwarf, verbreitete Tageshelle rings umher; nicht der kleinste Gegenstand hätte meiner Aufmerksamkeit entgehen können. So ritt ich munter den mir bekannten Waldpfad entlang, bis ich auf die breite Landstraße gelangte, die hierher führt. Um mir die Langeweile des Weges etwas zu verkürzen, pfiff ich vor mich hin, was mir an Opernmelodien und Volksgesängen eben durch den Sinn fuhr. Plötzlich sehe ich, wie aus dem Boden gewachsen, einen Schatten neben mir auf dem Schneelicht gleiten, der, der Form nach zu urtheilen, einem hinter mir galopirenden Reiter gehören muß. Ich halte meinen Braunen an, in der sichern Voraussetzung, der mich Einholende sei gleich mir ein verspäteter Ballgast, den das Bedürfniß nach Unterhaltung treibe, in meine Nähe zu kommen.

Mit zwei Schritten ist der nächtliche Reiter neben mir; das volle Licht des Mondes fällt auf sein Gesicht; er starrt mich, sein Pferd am Zügel, lautlos an, und denken Sie sich mein Entsetzen — ich bin's! Bis auf die geringste Kleinigkeit in Kleidung, Haltung, bis auf den kleinsten Zug meines Gesichts starrt mein gespenstiges Ich mir ins erschrockene Antlitz.

Ja, selbst das Pferd, auf dem das Phantom in gleichem Schritt neben dem meinigen reitet, ist ein treuer Doppelgänger meines eigenen Thieres. Ich muß Ihnen gestehen, daß bei diesem Anblick das Blut in meinen Adern zu Eis erstarrt; obwohl aber von kaltem Schweiß übergossen, hatte ich doch noch Geistesgegenwart genug, mein Roß am Zügel festzuhalten und, so stehen bleibend, meinen unheimlichen Reisegefährten näher zu betrachten. Ich war's! Kein Zweifel möglich! Kein Betrug denkbar!

Er hat ebenfalls seinen Braunen angehalten, steht mit demselben kaum zehn Schritte von mir, vom Mondlicht grell beleuchtet, und starrt stumm auf mich, wie ich auf ihn! Um alle Schätze der Welt wäre es mir in diesem entsetzlichen Augenblicke nicht möglich gewesen, auch nur einen armen Laut aus meiner Kehle hervorzuwürgen.

Nach kurzer Pause fasse ich, rasch entschlossen, mein Pferd am Zügel, drücke ihm die Sporen in die Weichen,

daß es, sich hoch bäumend, vorwärts fliegt, — mein Ebenbild ebenso!

Wer uns so lautlos über die weite Schneefläche hin galoppiren gesehen hatte, der wäre ungewiß gewesen, wer von beiden dahinrasenden Gestalten der Lebende sei, wer das Gespenst. Endlich nach einem Ritte, der mir endlos lang vorkam, gelangen wir an den Kreuzweg, wo der Wegweiser mit der Aufschrift „Nach Reschitilowka" steht, dessen Inschrift mir wie ein Fingerzeig zum Paradiese erschien. Noch sehe ich meinen furchtbaren Begleiter, der aber im nächsten Augenblicke, wie von der Erde verschlungen, verschwindet, eben als ich in die Allee einbiege, welche zum Marktflecken führt. Spurlos, wie es hinter mir aufgetaucht, war das Phantom vor meinen Augen zerstoben, und Sie werden jetzt leicht die Stimmung begreifen können, in welcher ich in Ihre Mitte trat.

Nochmals gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß nicht das geringste vorhergegangene Ereigniß mich berechtigt, diese Erscheinung für eine Geburt meiner Phantasie zu halten!"

Als mein Bruder schwieg, herrschte im Saale eine lautlose Stille. Vergebens suchten später einige jüngere Kameraden ihm die Geschichte als Schwank, als Vollmondsspuk darzustellen und natürlich auszulegen, weder bei ihm, noch bei den Anderen wollte die fröhliche Stimmung mehr einkehren, wie sehr man sich

dazu aufzustacheln suchte, und nach einer halben Stunde war mein Andrä-Andräwitsch sans adieu aufgebrochen und nach Hause geritten. Als beim ersten Tagesgrauen ein Theil der Ballgäste denselben Weg einschlug, fanden sie mit Entsetzen am Kreuzwege mit gebrochenem Genick die Leiche meines armes Bruders, der vom Pferde gestürzt war, genau an derselben Stelle, an welcher, nach seiner Aussage, das Gespenst verschwunden sein sollte."

Als der Fürst die Mittheilungen dieser geheimnißvollen Begebenheit geendet hatte, entstand eine lange Pause. Der Erzähler, sichtlich ergriffen, schwieg, in tiefes Nachdenken versunken, welches die Anwesenden nicht zu unterbrechen wagten.

Endlich bekam R . . . . . k das Wort.

„Wer wollte leugnen," begann er, daß es ein Etwas in der Natur giebt, dessen Dasein alle Vernunftschlüsse vergebens abzustreiten suchen. Der Schriftsteller Kaan, den Sie wohl größtentheils Alle kennen, wurde einst von einer Ahnung überfallen — ich gebrauche wissentlich den Ausdruck „überfallen", — deren Resultat zu den wunderbarsten Erlebnissen meines vielbewegten Lebens gehört.

Eine Ahnung.

Unser Freund Bulgarin hatte, als er die „Nordische Biene" redigirte, eine Menge junger Talente in

die russische Lesewelt eingeführt, denen es außerdem schwer, wo nicht unmöglich geworden wäre, dem Publikum bekannt zu werden. Die weite Verbreitung des Bulgarin'schen Journals machte es demselben möglich, ein Honorar zu bewilligen, welches dem bezahlten Schriftsteller die dornenvolle Anfängerzeit ebnet und ihm anständig zu existiren erlaubt.

So hatte der geniale Verfasser des russischen Gil Blas den armen Kaan, der bald zu den beliebtesten Mitarbeitern der Biene gehörte, Schritt für Schritt bis zu seinen jetzigen Erfolgen geleitet und unterstützt, so daß der junge Mann sich in seinen Verhältnissen in Petersburg mit Recht ganz behaglich fühlte.

Er hatte in Dorpat studirt und war dann, um unangenehmen häuslichen Verhältnissen daselbst zu entgehen, nach der Czaarenstadt geeilt, wo er, wie gesagt, rasch eine zukunftreiche Carriere gemacht. Seine Mutter, eine gebildete Offizierwittwe, hatte einen Beamten geehelicht, dessen Charakter sie leider erst nach der Hochzeit kennen lernte. Dem Trunke und der Verschwendung ergeben, brachte er in kurzer Zeit das Vermögen der armen Frau durch, und wurde der Zankapfel zwischen ihr und den bereits erwachsenen, verständigen Kindern, welche sobald als möglich dem väterlichen Hause, jetzt für sie eine Hölle, zu entfliehen suchten. Still duldend trug die Wittwe K . . . . die Folgen ihrer Uebereilung und die rohen Ausbrüche des Trunkenen, ja die häufi-

gen Briefe, die sie mit ihrem Sohne wechselte, ließen diesen glauben, daß sein Stiefvater seine Fehler größtentheils abgelegt habe und sie mit ihrem Geschicke leidlich zufrieden sei.

Denken Sie sich daher das Erstaunen Bulgarin's, als Kaan eines Abends bleich und zerstört zu ihm kommt und ihn beschwört, ihm Geld zu geben, da er in dieser Nacht noch nach Hause müsse. Auf die Frage Bulgarin's, ob denn die Reise unaufschiebbar sei, ob er nicht wenigstens noch eine früher angefangene wichtige literarische Arbeit vollenden wolle, beschwört ihn dieser mit Angst erfüllter Stimme, Bulgarin möge ihn nicht zurückhalten, eine nicht zu beschreibende Bangigkeit treibe ihn ruhelos umher, seit zwei Stunden habe ihn die Ahnung befallen, wenn er nicht augenblicklich nach Hause reise, so geschehe dort ein namenloses Unglück. Er könne sich über dieses unaussprechlich peinigende Gefühl keine Rechenschaft geben, jedoch sei es nicht zu überwinden und treibe ihn mit gewaltiger Macht an, zu seiner Mutter zu eilen.

Heiße Thränenströme verkündeten lauter als alle Worte die Wahrheit des Gesagten; tief erschüttert gab Bulgarin die erbetene Summe her und eine Stunde später schon flog Kaan auf rascher Telege mit Extrapost die Straße nach Dorpat entlang.

Die Windeseile der schnaubenden Rosse dünkt seiner schmerzlichen Ungeduld noch immer nicht schnell genug

und am nächsten Abend sieht er mit Entzücken die Lichter der Vaterstadt durch das Dunkel der Nacht flimmern. Aus dem Gefährte springend, rennt er, kaum im Posthause angekommen, mit raschen Schritten dem elterlichen Hause zu. Die Treppe hinaufstürmend tritt er in die große Stube — sie ist leer und finster. In's Schlafzimmer der Mutter! — Ein schwerer, hinter der Thür befindlicher Gegenstand hindert ihn, in dasselbe einzudringen. Vergebens ist sein Rufen. Die Wohnung scheint ausgestorben.

Mit vieler Mühe gelingt es ihm, den Beleuchtungsapparat zu finden, endlich hat er Licht, er dringt in die Kammer — o Entsetzen! — der hindernde Gegenstand ist der Körper seiner Mutter, die sich an der Thür aufgehängt hatte, um einem qualvollen Leben ein Ende zu machen. Noch ist Lebenswärme in ihr und mit rascher Besonnenheit gelingt es dem Sohne, den fast erloschenen Funken wieder anzufachen, der in schauerlicher Einsamkeit die Mutter wieder ins Dasein ruft. Eine Viertelstunde länger und es wäre zu spät gewesen!.

Wer wollte hier das geheimnißvolle Walten der Vorsehung verkennen, die das eigene Kind zum Werkzeug erkor, die Verzweifelnde vor zeitlichem und ewigen Verderben zu retten?

Die folgende Scene möge sich jedes fühlende Herz selbst ausmalen. Schon der nächste Tag fand die

Mutter, entrissen den Klauen des wüsten Trunkenboldes, mit dem theuren Sohne auf dem Wege nach Petersburg, wo sie seit der Zeit ein freundliches Asyl gefunden. Aus ihrem eigenen Munde habe ich die eben erzählte Begebenheit.“

Ein junger kleinrussischer Kaufmann nahm jetzt das Wort, indem er die Möglichkeit solcher Erscheinungen bestritt, für welche sich keine natürliche Ursache auffinden lasse, dagegen aber die Existenz des Wunderbaren nicht in Abrede stellte; aber nach seiner Behauptung lasse sich für jedes noch so räthselhafte Erlebniß ein natürlicher Schlüssel finden. Zum Beweise für seine Meinung gab er folgende Geschichte zum Besten.

Ein unbekanntes Thier.

„Ich bin in Krementschug, einem Städtchen am Dniepr, geboren, welches unter Anderen auch ein kleines naturhistorisches Museum besitzt, d. h. einige Wölfe von seltener Größe, versteht sich ausgestopfte, ein Elenthier, einige Mamuthsknochen, einheimische Vögel, ein paar Zobel und einige Erzstufen. Hinter den halb verblichenen Scheiben eines Wandschrankes bewundert man in einem Glasgefäße ein scorpionartiges, in Spiritus gesetztes Thier von ungewöhnlicher Größe, dessen Hintertheil stachelartig zuläuft; auf dem Glase liest man die Aufschrift: ein unbekanntes Thier! Auf meine

neugierige Frage, wie dieses Thier hierherkomme, erzählte mir der Führer Folgendes:

Auf dem alten Rittersitze, welcher dort auf der Anhöhe am Dniepr liegt und jetzt herrenlos in Ruinen zerfällt, lebte vor langer, langer Frist ein ebenso liebenswürdiger als gastfreier Edelmann.

Die weiten Räume seines Herrenschlosses reichten nicht hin zur Aufnahme Derer, die der Ruf der Gutmüthigkeit seines Eigenthümers herbeilockt.

Da geschah es, daß eines Tages, nach einer durchschwärmten Nacht, beim Frühstück einer der Gäste fehlte. Da dies sehr häufig sich ereignete, so zog die Gesellschaft, um den vermeinten Langschläfer nicht zu stören, ohne diesen zur Jagd hinaus. Als der Fehlende aber auch bei der Mittagstafel nicht erschien, da zogen die lustigen Kumpane, die Humpen in den Händen, vor dessen Kammerthüre, um den Säumigen, sonst der Fröhlichsten Einer, zu wecken mit heiterem Trinkspruche. Doch vergebens war alles Pochen, alles Lärmen, die Thüre blieb verschlossen und als man dieselbe erbrach, da lag der gestern noch heitere Gast — todt im Bette. Das bleiche Antlitz, verzerrt vom furchtbaren Todeskampfe, gab Zeugniß, daß der Tod, wenngleich unerwartet, doch nicht schmerzlos über ihn gekommen. Wie begreiflich, störte dies traurige Ereigniß die Lust der Geladenen und nachdem dem plötzlich Dahingeschiedenen die letzte Ehre erwiesen war, trennte

man sich vor dem eigentlichen Schlusse des Festes. Monate waren verflossen, wieder waren Gäste aus dem weitesten Umkreise auf dem gastlichen Schlosse angelangt, dessen Besitzer die Vermählung seiner ältesten Tochter mit einem benachbarten Gutsbesitzer auf das Glänzendste zu feiern beschlossen hatte.

Das Zimmer, in welchem vor längerer Zeit der junge Gast so unglücklich vom Leben abgerufen wurde, war seit jenem Tage nicht wieder bewohnt gewesen. Jetzt, da jeder Winkel des geräumigen Hauses benutzt werden mußte, erhielt dasselbe ein junger Offizier.

Man denke sich den ahnungsvollen Schreck des Hauswirthes, als derselbe am andern Morgen nicht beim Frühstück erschien und das grauenvolle Ereigniß sich in's kleinste Detail wiederholte, wie damals.

Die genaueste Durchsuchung des Gemachs, von welchem sogar die Tapeten abgerissen wurden, führte jedoch eben so wenig zu einem Resultate, als die sorgfältigste Durchforschung der Leiche des Unglücklichen.

Nicht die leiseste Spur deutete auf irgend eine Gewaltthat hin, die Thüre, der einzige Eingang in das Gemach, hatte man von Innen verschlossen und verriegelt gefunden, und die Fenster waren mit starken eisernen Gittern versehen. So sehr sich die Vernunft gegen diese Auslegung sträubte, so mußte man doch annehmen, daß beide Todeskandidaten über Nacht vom Schlage gerührt worden waren. — Ein volles Jahr

stand die verhängnißvolle Stube wieder unbewohnt. Das unglückliche Ereigniß war beinahe, wenn auch nicht vergessen, doch aus der Erinnerung gekommen.

Da kehrte der einzige Sohn des Hausherrn heim von St. Petersburg, wo er im kaiserlichen Pagenhofe eine glänzende Erziehung genossen hatte, um die Seinigen zu begrüßen, die er seit seinen Kinderjahren nicht gesehen.

Nichts war vergleichbar mit der Freude des Vaters, der sich nicht satt sehen konnte an dem stattlichen wohlgebildeten Jüngling, in dessen ganzem Wesen sich jede ritterliche Tugend auf's Deutlichste aussprach. Unter den hunderten von Mittheilungen, die man sich im Laufe des Tages zu machen hatte, kam die Reihe auch auf die geheimnißvolle Begebenheit mit den damit verbundenen plötzlichen Todesfällen, welche auf den jungen Wasilj einen gewaltigen Eindruck machte.

Er selbst durchsuchte auf's Sorgfältigste die Stube; allein eben so wenig wie die früheren Nachforschungen hatte die seine irgend einen Erfolg.

Als sich die Familienmitglieder spät Abends nach einem fröhlichen Mahle getrennt hatten und der alte Herr bereits in süßem Schlummer lag, begab sich Wasilj, statt in die für ihn bereiteten Gemächer, in das Unheil bringende Zimmer. Dem Haushofmeister, als dem einzigen Mitwissenden, war das strengste Schweigen zur Pflicht gemacht worden; für Iwan, den

erprobten treuen Diener des jungen Herrn, wurde eine Lagerstätte im Lehnstuhle bereitet, während sich Wasilj angekleidet auf's Bett warf. Vor demselben lagen auf einem kleinen Tischchen zwei gute, scharf geladene Pistolen.

Ein markerschütternd, gellender Schrei weckte gegen Mitternacht die Bewohner des Hauses. Der Haushofmeister stürzte in die verhängnißvolle Kammer, und fand den treuen Iwan schreckerstarrt am Bette seines Herrn, der sich in Todeszuckungen auf demselben wand.

Das Licht, weit herabgebrannt, beleuchtete unsicher die grauenvolle Scene. Während der Zeit waren der Vater und die übrigen Angehörigen des Sterbenden herbeigeeilt, der vor ihren Augen, krampfhaft ringend verschied. Aus den Aussagen des Dieners ergab sich, daß Beide, nachdem sie sich möglichst lange gegen den Schlaf gewehrt hatten, endlich einem leisen unruhigen Schlummer sich hingegeben hatten, als plötzlich der furchtbare Schrei Iwan erweckte, und dieser seinen treuen Herrn schon besinnungslos im letzten Kampfe fand.

Als der herbeigerufene Arzt die Leiche untersucht hatte und es endlich gelungen war, die wie mit Schrauben am Kopfe fest eingekrampften Hände zu lösen, da entdeckte man unter denselben, halb zerquetscht, jenes unbekannte Thier, welches seinen Stachel in die Näthe des Hirnschädels eingebohrt und den jungen Mann

eben so rasch getödtet hatte, wie die beiden Vorgänger desselben."

„Wir sind da auf ein Thema gekommen, welches uns eigentlich von dem Felde der Erheiterung abgeführt hat," sprach Bülow, der Bruder des berühmten Malers, der als kaiserlicher Architekt in St. Petersburg lebt, „alle Erzählungen der letzten Stunde haben eine düstere, unheimliche Färbung angenommen, welche uns fast gemahnen an Hoffmann's Serapionsbrüder — schauerlichen Inhalts; ich will Ihnen also in raschem Umschwung eine Anekdote erzählen, die, wenn selbe gleich hier passirt ist — ich kann Ihnen für die Wahrheit in jeder Beziehung einstehen — doch in weiteren Kreisen nie bekannt geworden ist:

Unser Kaiser sandte vor einigen Jahren einen Spiegel von seltener Größe und Schönheit mit einer Gesandtschaft als Geschenk an den Kaiser von China.

Der Spiegel mußte die ganze unermeßliche Strecke von St. Petersburg bis Peking von Menschenhänden getragen werden.*)

Nur wer die Straßen und Wege im Inneren Rußlands kennt, der kann die unglaublichen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens begreifen. Der Herr aber wollte es, und der Spiegel kam unbeschädigt in China an.

---

*) Faktisch.

In der Zwischenzeit waren Mißhelligkeiten zwischen dem russischen Hofe und dem des Reiches der Sonne ausgebrochen; der Kaiser von China nahm weder die Gesandtschaft noch deren Geschenke an, und ein Courier, der diese Ereignisse im Vogelflug nach Petersburg meldete, frug sogleich, was mit dem Spiegel zu geschehen habe?

Auf demselben Wege und die nämliche Weise, lautete der Befehl, sollte der Spiegel zurückgebracht werden.

Der Großfürst Michael, welcher gerade zugegen war, schlug dem Kaiser lächelnd eine Wette vor, daß derselbe nicht unzerbrochen zurückkomme. Der Kaiser ging darauf ein, und der Courier erhielt noch die Weisung, dem Führer des Transportes bei Verlust der kaiserlichen Gnade und strenger Strafe die größte Vorsicht zur Pflicht zu machen, dagegen ihm anzuzeigen, daß er im Falle der glücklichen Rückkehr eine große Belohnung zu erwarten habe.

Mit namenloser Vorsicht ward das ungeheure Werk ausgeführt, der Spiegel, von vierzig Menschen getragen, kommt glücklich und unverletzt auf dem Isaaksplatz in Petersburg an, wo der Kaiser mit seinem Bruder am Fenster steht, und über die gewonnene Wette lacht. Auf der Treppe des Winterpalais stolpert indeß einer der Träger, fällt, reißt seinen Nebenmann mit zu Bo-

den, dieser den nächsten — und der kostbare Spiegel liegt in tausend Trümmer zerschmettert am Boden.

Der Großfürst hatte die Wette gewonnen! Hin und zurück war das zerbrechliche Ding ungefährdet tausende von Meilen getragen worden, um im Hafen zu zerschellen!"

„Ah!" rief der junge französische Schauspieler, „die Hauptsache ist, daß die heute Abend erzählten Ereignisse uns die Zeit mit Blitzesschnelle verjagt haben, und wenn nicht die Zeiger auf der Pendule weit über die Mitternachtstunde hinauswiesen, wenn nicht unsere gute wirthliche Maria Iwanna schon ganz kleine schlafbegierige Augen machte, so glaubte ich auf Ehre und Seligkeit, wir säßen kaum eine Stunde beisammen.

Doch jetzt, meine Herren, lassen Sie uns aufbrechen, und die Nachsicht unseres Freundes Nestor Wasilitsch nicht zu sehr in Anspruch nehmen."

„Hoho!" rief dieser, „seit wann ist es Sitte bei mir, aufzubrechen, ohne einen Bissen Warmes, einen Trunk Wein zu sich zu nehmen?"

„Bei Gott," rief Maria Iwanna, „über unserer interessanten Unterhaltung habe ich vergessen, den Tisch decken zu lassen. Sie werden die Hausfrau entschuldigen, meine Herren, ob des Complimentes, welches Sie dadurch Ihrer geselligen Gabe gemacht."

„Auf Wiedersehen in einer Viertelstunde im Speise-

saale. Entschuldigen Sie, daß wir es nicht besser geben können."*)

Mit einem graziösen Lächeln verschwand die liebenswürdige Russin.

Nach kurzer Pause rief Kukolnik: „Wie schlagen wir aber die erwartungsvolle Viertelstunde todt? Da wir einmal im Erzählen sind, und die Viertelstunden der Hauswirthinnen gewöhnlich doppeltes Maaß haben, so möge noch Jemand irgend eine recht pikante Geschichte zum Besten geben, am zweckmäßigsten ein Erlebniß. Damit aber Keiner vorgezogen oder vernachlässiget werde, so schlage ich vor, daß das Loos entscheide. Alle Anwesenden sollen ihren Namen auf einen Streifen Papier schreiben; diese werden in einen Hut geworfen, und der, dessen Autograph gezogen wird, muß dem heutigen Abend die Krone aufsetzen."

Der heitere Vorschlag wurde mit Jubel aufgenommen und aus der Schicksalsurne von Filz traf das Loos einen jungen Arzt, dessen scharfgezeichnete bleichgelbe Physiognomie unverkennbar orientalische Abkunft dokumentirte.

Nach kurzer Pause begann Dr. L .... sich zu entschuldigen, daß er so durchaus unvorbereitet nichts zu erzählen wisse als eine einfache Geschichte, die sich vor beinahe einem Menschenalter in seinem Geburtsorte

*) Russische stehende Redensart vor und nach jedem, auch nach dem reichsten Mahle.

zugetragen, für deren buchstäbliche Wahrheit er aber vollständig einstehe. Die Neugierde der Anwesenden wurde durch diese beinahe mit feierlichem Tone ausgesprochene Einleitung doppelt rege; der Kreis rückte, den Theetisch verlassend, enger um den Kamin zusammen und der junge Doktor begann seine

Einfache Geschichte.

„Stupika ist ein kleines Städtchen in der Nähe der Bukowina, in der Art, wie sie uns heute Abend schon mehrfach geschildert wurden, und wie man sie in ganz Rußland so häufig findet. Unreinlichkeit in und außer den Wohnungen, auf den Straßen, im Vorhofe, in den Zimmern, spielt die Hauptrolle.

Zu den vollständigsten Ausnahmen aber gehörte das Haus des Rabbiners der Gemeinde. Dieser, ein Greis, mit den starrsten Grundsätzen an den uralten Satzungen seines Glaubens hängend, lebte nur dem Dienste der Religion und seiner Familie, an der er mit grenzenloser Liebe hing. Zwei kräftige Söhne und eine blühende Tochter, letztere bereits verlobt mit dem Sohne des Stadt-Arztes, rechtfertigten vollständig diese wechselseitige Anhänglichkeit. Der eine der Söhne hatte sich, nach dem Wunsche des Alten, dem Studium der Arzneikunde gewidmet und der jüngere sollte dem Vater im Amte folgen. Auf einer kleinen Anhöhe lag das überaus nette Wohnhaus des Rabbi mit einem

hübschen, wohlgepflegten Garten, in dessen niedlichem Pavillon der ältere der Söhne, wir wollen ihn Jakob nennen, sein Domicil aufgeschlagen hatte.

Der einzig mögliche Umgang beschränkte sich auf einige wenige gebildete Familien, worunter die des Krämers, oder, wie er sich lieber nennen hörte, des christlichen Kaufmanns von Stupika, zu den angenehmsten gehörte.

Wer aber vermag es, den furchtbaren Schreck des orthodoxen Juden zu schildern, als ihm der älteste Sohn entdeckte, daß er die Tochter des Kaufmanns Sascha Meyer über allen Ausdruck liebe und ohne dieselbe nicht leben könne. Vergebens bot der Alte Alles auf, was ihm Vaterliebe und Fanatismus eingab, um sein theures Kind von der ihm unheilvoll scheinenden Verbindung abzumahnen, dieser erklärte seinen festen, unabänderlichen Entschluß, Christ zu werden und die junge Meyer heirathen zu wollen, ein Entschluß, von welchem ihn nicht einmal die Androhung des Vaterfluches abbringen konnte.

Natürlich führte dieses Ereigniß einen unheilbaren Bruch zwischen Vater und Sohn herbei. Der Letztere bewohnte einsam und still das abgelegene Gartenhaus und trieb eifrig die Vorbereitungen zu seinem Glaubensübertritt und zur Vermählung, zu welcher der aufgeklärte, ruhige Sascha Meyer seine Einwilligung gegeben hatte, da er dem Glücke seines einzigen Kindes,

welches die Liebe des jungen Arztes ebenso leidenschaftlich erwiederte, nicht hindernd in den Weg treten wollte, und der Starrsinn des alten Rabbi ihm kein vernünftiger Grund schien, die Zustimmung zur Heirath des selbstständigen jungen Mannes zu verweigern.

Wie natürlich, machte das Gerücht von dem bevorstehenden Glaubenswechsel des Letzteren im Orte selbst die ungeheuerste Sensation. Die Bevölkerung, größtentheils aus Juden bestehend, schleuderte Fluch und Verdammniß auf das Haupt des Renegaten, der still und unbeirrt seinen Weg ging und nur hin und wieder seinen Vorsatz aussprach, mit seiner jungen Frau nach der Hochzeit nach Odessa zu übersiedeln.

Der Vorabend des gefürchteten und ersehnten Tages war herangekommen. Der alte Rabbiner, der die ganze Zeit über unter furchtbaren Qualen gelebt und allen Trost seiner andern Kinder abgewiesen hatte, verbrachte den Tag in der entsetzlichsten Aufregung und im sichtlichsten Kampfe mit sich selbst.

Als der Sabbath eintrat — es war eben Freitag — ließ er den verlornen Sohn zu einer Unterredung zu sich entbieten.

Noch einmal bot er alle Kraft auf, um sein Kind zum Wanken zu bringen. Bitten und Drohungen waren jedoch vergebens. Endlich warf er sich ihm zu Füßen, beschwor ihn, sein graues Haupt unbeschimpft

zur Grube fahren und ihn mit Segen für all' die Seinen sterben zu lassen.

Tief erschüttert stellte ihm der Sohn vor, wie er zwar im Stande wäre, dem theuren Vater das eigene Lebensglück zum Opfer zu bringen, daß er aber kein Recht habe, das seiner Braut zu zertrümmern, und daß er, wenn ihm der Vater den heiß erflehten Segen verweigere, mit gebrochenem Herzen, ohne denselben zum Traualtar gehen müßte.

„Nun, so sei verflucht, verdammter Goi, bis in alle Ewigkeit!" schrie mit schaumbedeckten Lippen der Alte, und stürzte zerschmettert zusammen.

Trotzdem, daß alle Vorzeichen das Herannahen eines heftigen Fiebers verkündeten, erlaubte er keinem der Seinigen, die Nacht wachend bei ihm zuzubringen. „Er selber wolle allein wachen und beten, damit er nicht in Versuchung falle." Mit diesen ernsten Worten befahl er, ihn ungestört zu lassen, und riegelte sich in seinem Zimmer ein, welches im Erdgeschoß des Wohnhauses lag.

Mit dem nächsten Frühroth begab sich mit einiger Ostentation der Christenpriester und sein Gefolge zum Gartenhause, um seinen Proselyten zur Kirche abzuholen. Noch waren Thüre und Jalousieen der Wohnung fest verschlossen. Als nach vergeblichem Klopfen keine Entgegnung erfolgte, der Gesuchte auch im Garten und in der Wohnung nicht zu finden war,

überkam die bangenden Geschwister die Ahnung irgend eines unheilvollen Ereignisses. Der Eingang wurde erbrochen und — entsetzlicher Anblick — da lag der junge Bräutigam blutbedeckt — ermordet, ein Messer in der Brust! Aufgerissene Schränke, die fehlende Uhr, Ringe, Börse, Alles deutete mit schauerlicher Bestimmtheit darauf hin, daß ein Räuber die einsame Lage des Gartenhauses benützt, den Unvorbereiteten im Schlafe überrascht und so sein schändliches Verbrechen ausgeführt habe.

Die sorgfältigsten Nachforschungen blieben fruchtlos, weder die ängstlichen Recherchen der Polizei, noch die genaue Beschreibung der entwendeten Pretiosen führte zu einem Resultate; der Mörder war und blieb unentdeckt und verschwunden.

Man hatte dem Alten, dessen kräftige Natur einer heftigen Nervenkrisis unterlegen war, die Schreckensnachricht verheimlicht, bis lange nach seiner Genesung, die spät genug erfolgte. In wilden Fieberphantasieen bat er, die fleischlosen Hände ringend, unter strömenden Thränen seinem Sohn um Vergebung, er nahm den Fluch zurück und flehte den reichsten Segen herab, vom Gott der Väter auf das Haupt des theuren Kindes. — Nach Monaten erst siegte die zähe Körperkraft des Alten über den Tod, welcher sein Opfer fest genug umklammert hielt. Weit ruhiger, als man erwarten konnte, nahm er die Nachricht auf, von dem schrecklichen

Ende des Sohnes. „Der Herr hat's gewollt," lautete sein ergebungsvoller Spruch, als er die Trauerbotschaft erfuhr.

Zehn Jahre lang lebte der Greis noch eine marter=volle Existenz. Finster und verschlossen, jeder Tröstung unzugänglich, verbrachte er seine Tage im düstern Schweigen. Selten nur erlaubte er seiner Tochter, ihn mit blühenden Enkeln zu besuchen, und auch dann vermochten die ängstlichen Liebkosungen der unschuldigen Kleinen nicht, ihn zu erheitern.

So kam endlich, herbeigesehnt, der Tod, der den 80jährigen Mann vergessen zu haben schien. An der Schwelle des Grabes ließ der Sterbende die Seinigen kommen und entdeckte ihnen mit bebenden Lippen: „er sei der Mörder seines Sohnes gewesen; um dessen Seele zu retten, habe er den Leib vernichten müssen, wie schmerzlich ihm dies dem Gotte der Väter gebrachte Opfer auch geworden sei! — Die Pretiosen habe er mitgenommen und im Garten vergraben. Da er seinen andern Kindern zu Liebe sich nicht, wie er Anfangs gewollt, dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit habe übergeben wollen, so habe er mit Willen durch die Entwendung der Kostbarkeiten dem Verdachte eines Raubmordes Raum gegeben. — Der Gott Israels, vor dem er bald erscheinen würde, werde ihn prüfen und milde richten; mit dieser Ueberzeugung gehe er hinüber."

Kaum hatte sich dies furchtbare Geständniß der röchelnden Brust entwunden, so starb der fanatische Greis.

Die Seinigen wanderten aus nach Odessa und Petersburg. Ich kann Ihnen, schloß der jüdische Arzt, für die volle Wahrheit meiner Geschichte einstehen. — denn der Mörder war — mein Großvater!"

Schmerzlich und beinahe tonlos hatte er die letzten Worte ausgesprochen. — Die Gesellschaft war tief erschüttert. Weder die treffliche Küche der gastlichen Maria Iwanna, noch die feurigen Weine des Hauswirthes konnten mehr eine fröhliche Stimmung unter den Anwesenden herbeizaubern. Der junge Doktor war schon vor der Abendtafel sans adieu verschwunden.

Ein ungelöstes Räthsel.

Croatien war vor 25 Jahren ein Land, welches dem gebildeten Publikum unbekannter war, als fremde Erdtheile; ja theilweise ist es noch so, selbst von der croatischen Hauptstadt „Agram" liest man nur selten dürftige Correspondenzen in deutschen Blättern. Meinen Einzug hielt ich dort vor vielen Jahren

unter den trübseligsten Umständen, die ich bei einer anderen Gelegenheit meinen freundlichen Lesern bereits mitgetheilt habe.*) Von Räubern mißhandelt, entkleidet und aus einer tiefen Kopfwunde blutend, fand mich ein bürgerlicher Samaritaner besinnungslos auf der Landstraße, und gewährte mir in seinem gastlichen Hause Pflege und Heilung.

Damals herrschten in Agram noch die absonderlichsten geselligen Zustände, und die öffentliche Sicherheit stand unter Null. Die Nähe der türkischen Grenze sicherte dem flinken Einbrecher, Dieb oder Räuber ein schnelles und strafloses Entkommen, und gewaltsame Anfälle auf das Eigenthum, ja das Leben der Einwohner gehörten, selbst in den belebtesten Straßen und am hellen Tage, keineswegs zu den seltenen Ereignissen. Wurde die Geschichte zu arg, nahm die Frechheit der Strolche zu sehr überhand, so wurde von Seiten der Behörden „Standrecht" publicirt, d. h. die Verbrecher, die auf frischer That ergriffen wurden, sofort verurtheilt und hingerichtet; freilich kam dabei ein alter Spruch nur zu oft in Anwendung, denn auch die Agramer hingen, gleich den Nürnbergern, Niemand auf, ehe sie ihn hatten. Unter Trommelschlag wurde dann durch öffentliche Ausrufer publicirt, daß das Gericht, um den wiederholten Räubereien zu steuern, jedem Einwohner das

*) Siehe die Erzählung: „der arme Josy."

Recht zuspreche, auf einen Fremden, der nach eingebrochener Dunkelheit in seine Wohnung eindringe und auf dreimaligen Anruf nicht antworte, zu schießen; ein Recht, von welchem ein dortiger Büchsenmacher sofort Gebrauch machte, indem er einen Gauner, der in nächtlicher Stunde durch ein Fenster seines Hauses steigen wollte, mitten durch die Brust schoß. Allein nicht nur mit den als vogelfrei erklärten Banditen standen die Behörden in offenem Kampfe, auch die Bürger machten nicht selten von dem Rechte des Stärkeren Gebrauch und sprachen dem Gesetze Hohn. Ich erinnere mich noch, welch' enormes Aufsehen der Vorfall machte, als ein reicher Kaufmann, der zugleich Edelmann war, den Zollbeamten, welchem er mit Recht der Schmuggelei im großartigsten Maßstab verdächtig war, sein Haus verschloß und eine vollständige Belagerung desselben mit bewaffneter Hand abwehrte, indem er Jedem zu erschießen drohte, der ohne seine Erlaubniß die Schwelle überschreite. So lag er mit seinem Personal mit Feuerwaffen an den Fenstern seines, inmitten der Stadt gelegenen Hauses, im Anschlag, während die Douaniers vor demselben campirten, aber wohl auf ihrer Hut, diesem näher zu kommen, als der Anstand forderte. Während der Zeit wurden die geschmuggelten Waaren von den im Hofe stehenden Wagen abgeladen und Nachts auf Hinterwegen bei Seite geschafft. Ich weiß mich nicht mehr zu erinnern, wie die Sache endete, und ob

selbe Folgen hatte, nur ist mir noch gut im Gedächtniß, wie oft, nach der Hand, der Kaufmann die höheren Zollbeamten in Gegenwart von Zeugen hänselte wegen seines gelungenen Handstreiches, und wie diese den Hohn und den guten Wein des reichen Mannes geduldig hinabschluckten.

Ein pittoreskeres Bild, als den alljährlich abgehaltenen Agramer „Viehmarkt," zugleich das größte croatische Volksfest, konnte keine Phantasie ersinnen. Auf einem ungeheuren Wiesenplan unfern der Stadt wurde es abgehalten und dauerte mehrere Tage und Nächte lang. Gerade die Nacht mit ihrem bunten Treiben hätte einem Breughel den prächtigsten Vorwurf für seinen genialen Pinsel geliefert. Zwischen den zahllosen, zum Verkauf herbeigebrachten Thieren und ihren Begleitern promenirten, von den vielen Zeltfeuern und dem Lichte des Vollmondes malerisch beleuchtet, der Edelmann und seine Dame im reichen Nationalcostüm; halbnackte Zigeunerhorden tummelten sich daneben um ein halbgebratenes Lamm, welches an einem improvisirten Spieß über einem riesigen Feuer schmorte; der kecke Csikos, die braune Bauerdirne trieben sich in der bunten, in alle Volkstrachten Ungarns, Serbiens und Croatiens gekleideten Menge umher; mächtige Weinfässer, von der Großmuth des Edelmanns gespendet, labten mit ihrem duftigen Inhalt Tausende von durstigen Kehlen und stimmten sie zu begeistertem

Jubelrufe; die gut geschulten Militairmusiker zogen den Kürzeren im Wettkampf mit den elektrisirenden Klängen der Zigeunermusikbanden. Dazu ein Geheul in allen Menschensprachen, in allen Thierlauten; das Schmerzgebrüll des ertappten und sofort abgestraften Diebes mischte sich mit dem Jauchzen des Trinkers, der mit seiner Vernunft und seinem Gelde am Rande war; kurz, ein Leben, wie es so betäubend, fast sinnverwirrend wohl kaum zum zweiten Mal zu finden sein dürfte!

Auf der sogenannten Harmitzen, einer kleinen, aus wenigen Häusern bestehenden Vorstadt Agrams, wohnte ich zusammen mit einem gewissen Lieser, der ein trefflicher Sänger, ein leidenschaftlicher Jäger und auch sonst ein ganz gebildeter umgänglicher Mensch war. In traulichem Gespräch streiften wir oft, Lieser stets mit der Flinte auf den Rücken, in Feld und Wald umher, wo mir mein Freund, ein geborner Schweizer aus gutem Hause, durch seine Schilderungen der Wunder seines Heimathlandes oft die Sehnsucht nach der Anschauung desselben recht lebhaft rege machte.

Agram liegt auf einer namhaften Anhöhe, das von uns bewohnte Haus in der oben erwähnten Harmitzen tief im Thale. Es war dies ein alterthümliches, der Gräfin M. gehöriges Gebäude, welches eine Masse kleiner umliegender, größtentheils von Seilern bewohnter Häuschen weit überragte. Diese standen auf der

anderen Seite unseres Wohngebäudes, durch kleine mühselig erhaltene Gärtchen getrennt, während wir im Umkreis von 2—300 Schritten keinen Nachbar hatten. Die Gräfin selbst, eine höchst gebildete, liebenswürdige, alte Dame, gehörte einer ansehnlichen, aber verarmten Familie an, und hatte nur noch einen Sohn, der als Offizier bei den Grenzern diente. Die tiefe Einsamkeit, in welcher die Gräfin jetzt lebte, die ihre Jugendzeit in glänzenden Verhältnissen in Wien und Paris zugebracht hatte, ließ es ihr wünschenswerth erscheinen, daß zwei junge, lebenslustige Bursche sich in ein paar leerstehende Stuben des unheimlichen Gebäudes einmietheten und durch Geplauder an berufsfreien Abenden ihr die Zeit vertreiben halfen. Die Miethe, die wir zahlten, war kaum der Rede werth und wurde uns in Punsch und anderer dem jungen Magen hochwillkommener Naturalverpflegung reichlich zurückerstattet an unseren Gesellschaftsabenden, denen sich ab und zu einige junge zur Bekanntschaft ihres Sohnes gehörige Lieutenants anschlossen. Die Dame hatte viel erlebt, wußte ihre Erfahrungen anmuthig zum Besten zu geben, dazu ihr hoher Stand, die Würde, mit der sie alle Entbehrungen ertrug, und die Güte, mit welcher sie denen, die noch minder glücklich gestellt waren, als sie selbst, ihre kleinen Ersparnisse zu Gute kommen ließ: war's Wunder, daß wir

die alte Frau wie ein Wesen höherer Gattung anstaunten und verehrten?

Außer der Eigenthümerin, die den Vordertheil des Gebäudes einnahm, und uns, die wir zwei nach dem ungeheueren Hof zugehende, neben einander liegende Zimmer inne hatten, waren keine Bewohner der großen Räume vorhanden, denn das gräflich M.'sche Haus stand in dem Rufe ein „Spukhaus" zu sein. Gerade dies war unser Hauptgrund, warum mein Freund Lieser mich beredet hatte, mit ihm dort einzuziehen! er hätte gar zu gerne ein Abenteuer mit Gespenstern bestanden.

Auf unser mehrmaliges Andringen, uns den Grund oder Ungrund der über ihr Haus herrschenden bösen Gerüchte mitzutheilen, gab uns die Gräfin zuerst ausweichende Antworten, später versicherte sie uns in vollem Ernst, daß es dort wirklich jedes Jahr einmal im Hause spuke, und zwar in der Mitternachtsstunde vor dem Christtage. Der Spuk äußere sich jedes Jahr anders, meist aber in unheimlichen, aus dem Hofe und in den Gängen schallenden Tönen. Das Gebäude sei früher ein Kloster gewesen, und in den langen, um das ganze Haus laufenden Corridoren sah man auf einer Seite Nischen und gegen den Hof zu arcadenartige Durchbrüche, in welche hohe, gothischen Fenstern ähnliche Oeffnungen ausgebrochen waren. In diesen Nischen soll in früheren finsteren Zeiten, einer alten Sage nach, mancher widerspensteig oder sonst

gegen die strenge Clausur sich verfehlende Mönch, nach dem damaligen Klosterzwange zum Einmauern verurtheilt, sein Leben geendet haben. Mit dieser Sage brachte man die Spukgeschichten des Hauses in Verbindung. Die Gräfin behauptete, sie selber sei von dem Vorhandensein unheimlicher Mächte in demselben überzeugt, nie aber habe sie die Lust verspürt, dem Treiben der Geisterwelt nachzuforschen, sondern mit dem Beginn des verhängnißvollen Abends schließe sich Alles, was zu ihrem Hause gehöre, ein, und suche die winselnden, ächzenden Töne, die hörbar durch alle Räume schallen, an sich vorübergehen zu lassen, bis die Glocke ein Uhr schlage und die Bewohner wieder ein Jahr in Ruhe und Frieden leben könnten. Nie habe der Spuk irgend Jemand ein Leid zugefügt, nie aber habe auch, ihres Wissens, ein Frevler dort die Mitternachtsstunde der Christnacht, außer seiner Stube verlebt.

Dem Andringen Lieser's, ihm zu erlauben, daß er der Erste sei, der dem Treiben unerklärlicher Mächte in's Antlitz schaue, gab die Gräfin erst nach, als sie sah, daß alle Versuche, ihn davon abzubringen, fruchtlos waren. Auch ich willigte, auf dessen Aufforderung, das Abenteuer mit ihm in Gesellschaft zu bestehen, erst nach langem Zögern ein, und zwar, wie ich ehrlich gestehe, nur darum, weil ich mich schämte, meinem Freunde eine abschlägige Antwort zu geben.

Die verhängnißvolle Nacht rückte heran, von uns

Beiden, jedoch mit ganz verschiedenen Empfindungen, wenn auch in gleich fieberhafter Spannung erwartet. Lieser tollkühn, voll frischen Muthes, seine Pistolen in Stand setzend, genau untersuchend, ich mich ernstlich prüfend, ob ich der Geisterwelt Stand halten und im entscheidenden Momente nicht das Hasenpanier ergreifen würde. Mein Gewissen ließ die Frage unentschieden, und so sah ich nicht ohne Besorgniß die Stunden bis zur mitternächtlichen Frist immer rascher enteilen.

Die Gräfin hatte sich mit den Dienstleuten, nachdem nochmalige Warnungen an dem dicken Schweizerschädel Lieser's abprallten, in ihre Gemächer zurückgezogen, und die lautlose Stille des Hauses wurde nur durch die dröhnenden Schläge der Kirchenuhr unterbrochen, die in meiner Brust ein Echo zu finden schienen. Vergebens suchte mich mein Kamerad aufzuheitern; je mehr er mir das gänzlich Gefahrlose unsers Unternehmens vorzustellen suchte, desto wortkarger wurde ich, desto ungemüthlicher stellte mir meine Phantasie den wohlbekannten, langen Gang mit den niedrigen Brüstungen und den in den finsteren leeren Hofraum starrenden hohen Bogenöffnungen vor. Eine kleine Bowle trefflichen Punsches trug Lieser auf eine dieser Brüstungen, setzte zwei Stühle hinter dieselbe, die Pistolen scharf geladen, eine gewaltige Laterne mit brennendem Licht nebst Feuerzeug vor sich hin, und so

begannen wir mit dem Schlag halb zwölf unsere Beobachtungsposten einzunehmen.

Von der Dehnbarkeit der Minuten, von der Endlosigkeit einer solchen Stunde kann sich nur der einen Begriff machen, der in ähnlicher Situation ein folgenschweres, ungeheures Ereigniß erwartet, ohne sich vorher einen Begriff machen zu können, von woher und in welcher Gestalt es eintreten werde. Selbst mein Wagehals wurde stiller und stiller, die selteneren Mittheilungen zwischen uns flüsterten wir uns leise zu, von Zeit zu Zeit scheue Blicke um uns werfend. Das dampfende Getränk lud uns vergebens mit süßen Düften zum Genusse ein, die Gläser blieben leer, und die Sehnerven suchten vergebens das tiefe Dunkel des Hofraums zu durchdringen, welches eine zweite von Lieser vorsorglich aufgehängte Laterne nur mit noch unheimlicheren Schlagschatten umgab.

Mitternacht schien heute ausbleiben zu wollen. Endlich dröhnte der erste Schlag der erwarteten Stunde, sein mächtiger Schall zuckte mir durch alle Nerven. Auch Lieser war todtenbleich geworden, selbst bei dem matten Licht der Laterne konnte ich dies bemerken. Mechanisch legte er die Hand auf die Pistole, eine zweite hatte ich mit gespanntem Hahn neben mir liegen, und fast tonlos hauchte er mir die Worte zu: „Wenn sich Jemand einen schlechten Spaß mit uns macht, so soll es ihm schlecht bekommen.“

Während ich die Schauer dieser Stunde zu schildern suche, wird mancher Leser, der diese Blätter in seiner sonnenbeschienenen heiteren Stube durchliest, lächeln über unsere unnöthige Angst, und keiner wird glauben, daß er in unserer Lage genau dasselbe Grauen empfunden haben würde.

Die Uhr hatte ihre zwölf Schläge verhallen lassen. Lautlose Stille rings umher. Lieser hatte sich erhoben, und sah in großer Erregung in den Hof hinab, über welchem sich in ruhiger Klarheit der gestirnte Himmel wölbte, an dem der Mond hervortrat, der sein zweifelhaftes Licht in die düstern Räume ergoß. Ich rückte meinen Stuhl fest an einen Pfeiler, der mir Schutz versprach, und stierte athemlos in den, im tiefen Schatten liegenden, endlosen Gang hinab. So verstrich langsam, ach wie langsam! eine endlose halbe Stunde. Bleischwer senkte sich ein verwirrender unruhiger Halbschlummer auf die übermüdeten Augenlider. Wie lange derselbe gedauert, wußte ich nicht zu berechnen, ich wurde, als die Glocke eben Eins schlug, von starken Schlägen, die mit gewaltiger Wucht an dem großen Außenthor dröhnten, erweckt und fuhr entsetzt empor. Lieser stand, die Pistole im Anschlag, bereits aufrecht und winkte mir die Laterne zu nehmen. Wir schritten die Treppe hinab; das Pochen dauerte in kurzen unregelmäßigen Pausen fort. Lieser voran, ich mit gehobener Laterne hinter ihm. Wie gern wäre ich in

der Mitte gegangen! Am Thore angelangt, donnerten uns die Schläge mit erneuerter Kraft entgegen.

„Wer ist da?“ rief Lieser.

„Bitte“, scholl von außen eine ängstliche Stimme, „öffnen Sie, um Gottes Willen!“

„Wer sind Sie?“

„Die Seiler aus der Nachbarschaft. Oeffnen Sie nur.“

Ich steckte den Schlüssel an, den ich in Verwahrung hatte, Lieser stieß das Thor mit Heftigkeit auf. Vor demselben stand, vom Mondlicht bestrahlt, eine Anzahl Männer in halben Nachtkleidern, Schreck und Angst stand leserlich in ihren bleichen Zügen. Auf die Frage, was geschehen sei, erzählten sie, daß seit längerer Zeit aus dem offenen ungedeckten Hofe unseres Hauses die entsetzlichsten Töne erschollen seien, wimmernd, schreiend und wehklagend, als ob hundert Menschen unter den fürchterlichsten Martern gefoltert würden; da hätten sie sich endlich ein Herz gefaßt und hätten, nachdem sie lange von außen zugehört, an's Thor geklopft, weil sie ein Unglück gefürchtet.

Wir sahen uns betroffen in die bleichen Gesichter. Wir, innerhalb der Mauern des Hauses, aus welchem die gräßlichen Laute erschollen sein sollten, hatten keinen Laut, keinen Ton gehört! Die unheimlichste Stille hatte uns eine Stunde lang auf die Folter gespannt! — Ein absichtlicher Betrug war wohl kaum

denkbar. Die armen Seiler, rohe ungebildete Halbbauern, waren nicht im Stande, Schreck und Angst so vortrefflich zu heucheln, daß zwei junge Schauspieler dadurch vollständig getäuscht werden konnten, selbst angenommen, daß die Gräfin zu einer solchen Täuschung ihre Hand geboten hätte, was gar nicht mit ihrer Würde und ihrem Charakter vereinbar war.

Genug, das Räthsel wurde uns nie gelöst, und bis zur Stunde weiß ich noch nicht, ob die geheimnißvollen Töne in der Einbildung der Nachbarn existirt haben, oder ob durch irgend eine geheimnißvolle Einwirkung die äußern Eindrücke nur für uns verloren gingen. Weder ich, noch Lieser wußte sich klar zu machen, was wir von halb ein Uhr bis Eins gethan oder beobachtet hatten, ehe uns die Schläge an dem Thorflügel der Außenwelt zurückgaben. Gerade in der Einfachheit der Mittheilung jener schlichten Leute lag für uns eine erschütterndere Wirkung als die seltsamsten Phantome hätten hervorbringen können.

Wir verließen bald darauf die Wohnung und ich die Stadt, ohne je wieder etwas von der Gräfin M. und ihrem Spukhause gehört zu haben.*)

*) Es wäre dem Schreiber dieses ein Leichtes gewesen, einen befriedigenderen Schluß zu erfinden, da er die Ueberzeugung in sich trägt, daß eine natürliche Lösung des Räthsels vorhanden sein muß. Da ich aber dieselbe nicht gefunden, so ziehe ich es vor, dieses Erlebniß wahrheitsgetreu zu schildern, ohne Zusatz, ohne Ausschmückung, als ein Geheimniß, zu dessen Aufhellung ich wenigstens keinen Schlüssel entdeckt habe. Anmerk. d. Verf.

Kotzebue in Reval.

Vor vielen Jahren machte ich, damals noch Mitglied des Kaiserlichen Hoftheaters in St. Petersburg mit einigen meiner Collegen einen kleinen Kunstausflug von dort nach Reval. Wer nun denkt, daß eine Reise von 360 Werst bei mehr als zwanzig Grad Kälte und 3 Tagen und 3 Nächten unterweges zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört, der irrt gewaltig. Gegen mich nun vollends hatte sich das Geschick verschworen, alle nur denkbaren Unannehmlichkeiten auf mein armes Haupt auszuschütten. Durch die Saumseligkeit meines Schlittencompagnons war ich einige Stunden hinter der übrigen Gesellschaft zurückgeblieben, fand, der Landessprache unkundig, auf allen Stationen endlosen Aufenthalt, alle genießbaren Vorräthe aufgezehrt von den vor mir herfliegenden collegialen Wehrwölfen; der aus kluger Vorsicht mitgenommene Fleisch- Brod- und Wein-Proviant zeigte sich beim Auspacken in Gestalt von steinfesten Eisklumpen vor, kurz es war ein „Partiechen", an welches ich all' mein Lebtage mit Wonneschauer denken werde bei der Erinnerung, dasselbe nie mehr wiederholen zu dürfen.

In Narva endlich war der Faden meiner Geduld, der ohnehin nie aus Ankertauen bestand, in tausend Stücke gerissen; die disponiblen Postpferde waren ver-

griffen, wir hatten die tröstliche Aussicht, fünf Stunden der besten Tageszeit müßig zu liegen, um dann in der fürchterlichen Kälte, die mit Einbruch der Nacht sicher zu erwarten stand, in die unabsehbare Schneefläche hinaus zu fliegen, in welcher eine nähere Bekanntschaft unseres einsamen Gefährtes mit den Wölfen dieser Gegend nicht zu den unwahrscheinlichsten Dingen gehörte. Reizende Aussicht! Dazu Hunger und nichts zu essen, Durst und in starres Eis verwandelter Rothwein, eine überheizte Stube, welche das Verweilen in ihr, mit bis aufs Mark durchgefrorenen Gliedern, höchst gefährlich machte, Grund genug, daß ich zweien vor mir angekommenen Leidensbrüdern, die ebenfalls auf frische Pferde warteten, meine Fahrt und alle damit verknüpften Unannehmlichkeiten mit dem Humor der Verzweiflung zum Besten gab.

Meine Zuhörer waren zwei junge Männer, von eleganten Manieren und sehr gewinnendem Aeußeren. Sie suchten mich soviel als möglich zu trösten, und einer der Reisenden schloß seine Condolenzrede mit den Worten:

„Unser Vater, wenn er lebte, hätte Ihre Reiseabenteuer sicher als Lustspielstoff benützt."

Der Vater zweier, junger Revalenser — als solche hatten sie sich mir früher bekannt gegeben — welcher das nächste beste Ereigniß zu einem Lustspiel verarbeitet, kann wohl nur Kotzebue gewesen sein, dachte

ich mir, und sie um ihre Namen fragend, erfuhr ich zu meiner Freude, daß meine Vermuthung ganz richtig gewesen sei.

In diesem Augenblick fiel mir die bekannte Anekdote von ein paar Trunkenbolden ein, die im Rausche zusammen in eine Grube gefallen waren und sich dort um ihre Namen fragten, worauf der eine dem anderen im Graben liegend seinen Empfehlungsbrief übergab.

Ich öffnete meine Brieftafel, und langte ein Schreiben mit der Frage heraus, welcher von den beiden Herren, Alexander v. Kotzebue heiße, für diesen seien diese Zeilen bestimmt. Unter dem fröhlichsten Gelächter wurde der Empfehlungsbrief empfangen und gelesen, und in wenig Minuten waren wir alte Bekannte. Schon wiegte ich mich mit der frohen Hoffnung ein, wie schnell mir hier die vier in Aussicht stehenden Wartestunden verschwinden würden, als der eintretende Postschreiber mit der Meldung, daß die Pferde für die zuerst angekommenen Passagiere bereit stünden, diese mit einem Male wieder zerstörte. Kaum blieb uns noch Zeit, unsere Adressen zu wechseln, und mit der Hoffnung auf baldiges frohes Wiedersehen und einem herzlichen Händedrucke schieden wir.

Die ersten Tage meiner Ankunft in dem freundlichlangweiligen Reval verflogen im Trubel der Geschäfte, einige Male hatte ich meine neuen Freunde

und sie mich ebenfalls nicht zu Hause getroffen, und als wir uns endlich fanden, war der eine der Brüder im Begriff eine Reise nach dem Kaukasus anzutreten, und der andere wollte in acht Tagen nach Paris gehen. — Nach ächter Touristenart bemühte ich mich nun aus der Epoche der Theaterdirektionszeit Kotzebue's in Reval von dessen Sohne Alexander so viel als möglich zu erfahren, da eben aus jener für die deutsche Theatergeschichte so wichtigen Epoche nur sehr Weniges öffentlich bekannt wurde; allein meine Bemühungen wurden nur sehr theilweise von einem glücklichen Erfolge gekrönt, da der junge Kotzebue zur Zeit, als der Scepter seines Vaters die Scheinwelt auf den Brettern der Hauptstadt Esthlands beherrschte, noch in den Windeln lag. Noch besitzt derselbe als Erbe des fruchtbarsten Lustspiel-Dichters einen Schatz, den leider kein Sterblicher zu heben berufen ist. Kotzebue hat nämlich ein paar fertige Stücke und mehrere Entwürfe und Pläne hinterlassen, welche in den Händen Alexanders sich befinden, allein die Schrift ist so unleserlich, theils auch die Worte so eigenthümlich abgekürzt, und durch einzelne Buchstaben ersetzt, daß trotz aller vielfältig angewandten Versuche eine Entzifferung bis jetzt noch zu den Dingen der absolutesten Unmöglichkeit gehörte.

Das Wenige was ich also in Reval theils von dem Sohne Kotzebue's, theils von noch lebenden Augen-

zeugen über die damalige Theaterepoche erfahren konnte, möge hier in diesen Blättern die geeignetste Stelle finden.

Das Theater in Reval war damals durch ambulante Truppen, die von Tilsit, Dorpat rc. von Zeit zu Zeit hingewandert, auf jene Stufe herabgesunken, die es auch später wieder einnahm, und auf der es in der Regel heutigen Tages sich noch befindet, wo ein finsteres schmutziges Lokal als Ruine der ehemaligen Herrlichkeit traurig und größtentheils verlassen dasteht, denn die enormen Abgaben, die der frühere jetzt banquerotte Eigenthümer des Hauses für sich in Anspruch nahm, sicherten jedem Direktor, der sich längere Zeit in Reval aufhalten wollte, um so gewisser den unausbleiblichen Ruin, da die wenigsten dieser Entrepreneure, „dem Vernehmen nach," mit Schätzen beladen hingekommen waren. Außer Schulden hat aber bis jetzt noch Keiner „etwas von Werth" von dort fortgenommen. — —

In dem kleinen Städtchen Reval hatte man sich einst in den Kopf gesetzt, ein gutes stehendes Theater zu haben, und die Gefälligkeit Kotzebue's, der die unumschränkte Direktion übernahm, gab dieser Chimäre, was sonst mit den größten Geldopfern nicht möglich gewesen wäre, Gestalt und Leben. Das Theater in Reval hatte damals ein Ensemble, wie keine deutsche Bühne, und einzelne Mitglieder z. B. Zimmermann, von dem wir unten mehr sprechen werden, Herr und

Frau Ohmann*) 2c. um deren Acquisition manche gepriesene Hofbühne sich vergebens bemühte. Der Adel und die Kaufmannschaft hatten die Verpflichtung auf sich, etwaige Ausfälle in der Kasse zu decken, und der berühmte Lustspieldichter führte die Leitung der Anstalt ohne Anspruch auf irgend eine Vergütung, ja selbst die contraktlich ihm als Honorar für seine eigenen Stücke bewilligten Benefize überließ er großmüthig seinen Mitgliedern als Gagezulage. Der Chef eines dortigen Handlungshauses, ein Schwager Kotzebue's, übernahm persönlich die Regie, und soll dieselbe so herzlich schlecht geführt haben, daß er sich auf den Rath seines Direktors in kurzer Zeit von den Bühnenangelegenheiten an seinen Comtoirtisch zurückzog. Kotzebue gab sich mit dem Einstudiren und Probiren der Stücke die unsäglichste Mühe, den Talentvollsten seiner Schauspieler ging er mit freundschaftlichem Rath an die Seite; wo er guten Willen bei minderer Befähigung sah, da paukte er die Partieen mechanisch mit der größten Geduld ein, und den Starrköpfigen und Eigensinnigen setzte er sein eisernes: „So muß die Rolle gespielt werden" entgegen.

Einer aber aus der Gesellschaft nahm seine Nachsicht vor allem in Anspruch, ein Mann, dessen Wirken in Reval in jeder Beziehung so traditionell geworden, wie das des Schauspielers Reitzenberg in Oestreich.

*) Alle todt.

Die größte Genialität und die größte Lüderlichkeit, ein ungemeines Talent, welches nur von dem unbesiegbarsten Hang zum „Soff" parallelisirt wurde, stellten diesen Reitzenberg mit Zimmermann — so hieß der Revalenser Schauspieler, auf gleiche Stufe. Man erzählt sich in Reval hundert Anekdoten von diesem Zimmermann, einige derselben giebt Wilhelm Müller in einem ungemein frisch geschriebenen Aufsatz zum Besten, der in Adami's 1844 erschienenen und leider nicht mehr fortgesetzten trefflichen Taschenbuche: „Vor und hinter den Coulissen" abgedruckt steht. Wenn Zimmermann eine bedeutende Rolle zu spielen hatte, so mußte er immer einen Tag vorher eingesperrt werden, um die Aufführung möglich zu machen. Allein die eine Stunde, in welcher der Tiger zur Vorbereitung losgelassen werden mußte, war genug, um ihn in einen unbrauchbaren Mann zu verwandeln, und den Vernunftberaubten nicht nur zur Lösung seiner Aufgabe unfähig zu machen, sondern der Trunkenbold erlaubte sich in diesem Zustande die tollsten Possen und dem Publikum gegenüber selbst die größte Frechheit.*)

---

*) Bei dieser Gelegenheit entsinne ich mich einer ergötzlichen Anekdote von dem oben erwähnten Reitzenberg. Derselbe gastirte einmal in sehr seligem Zustande in dem kleinen mährischen Städtchen Znaim in Calderons „Leben ein Traum." Berühmt als Künstler, berüchtigt als Mensch, hatte sein Name auf der Affiche alle Räume des Hauses mit Schaulustigen überfüllt. Die

Es bedurfte aber nur wieder am nächsten Abend einer seiner meisterhaften Darstellungen, um das verzogene und verwöhnte Schooßkind Gnade vor seinen Richtern finden zu lassen. Für diesen Zimmermann schrieb Kotzebue mehrere seiner besten Stücke, unter andern Lorenz Kindlein, der von Z. mit unübertroffener Meisterschaft gespielt worden sein soll.

Der zärtlichste Vater kann für sein geliebtestes Kind nicht ängstlichere Sorge tragen, als Kotzebue für Zimmermann, dessen Besserung er sich zur ernstesten, leider vergeblichen Aufgabe gemacht hatte. Kotzebue führte ein großes Haus, Zimmermann wurde nicht nur jedes Mal, wenn Gäste anwesend waren, mit zur Tafel gezogen, sondern, um seinen Ehrgeiz zu stacheln, in die ersten Gesellschaften geladen; man nahm auf die Bitten

---

Rolle des Königs war einem alten Mimen zugefallen, der das Lernen derselben für eine sehr überflüssige Sache hielt. In der Scene mit Roderich erregte sein oftmaliges Steckenbleiben und das ängstliche Hinabschielen auf den Souffleur beim Publikum eine ungeheure Heiterkeit, die sich auch durch Reitzenbergs Einfallen nicht beschwichtigen lassen wollte. Plötzlich schweigt mein Roderich, fixirt einen der lautesten Lacher im Parterre und haranguirt diesen, bis an die Lampen vortretend, und mit dem Finger auf ihn zeigend mit folgenden Worten: „Er, dummer Junge, „ — ja, ja, ihn meine ich, warum lacht er? Ich kann meine „Rolle, das sieht er, daß mein König ein Esel ist, ist nicht „meine Schuld." — Fünf Jahre später starb dieser Reitzenberg als Mitglied einer ambulanten Truppe niedrigsten Ranges auf einem Misthaufen — im strengsten Sinne des Worts — in Schwechat, einem Dorfe an der ungarischen Grenze.

Kotzebue's dessen oft unausstehlich übermüthiges Benehmen mit Geduld und Nachsicht hin. — Umsonst, aus dem elegantesten Cirkel weg lief der Bacchusdiener in die finsterste, schmutzigste Kneipe, und opferte dort seinem Götzen so lange, bis er sinnberaubt am Altar desselben niedersank.

Nachdem alle Mittel vergebens versucht waren, kam einst Kotzebue mit dem noch in Reval lebenden Pastor M., einem Antipoden von Allem, was Theater heißt, in Gesellschaft zusammen.

Der orthodoxe Prediger vergab nur mit größter Ueberwindung dem Herrn Etatsrath, daß er Komödien schriebe, und sich mit der Schauspielerbande befasse. Mit hinreißender Beredsamkeit suchte Kotzebue dem fanatischen Priester klar zu machen, wie sehr eine veredelte Bühne Gutes wirken könne, welch' eine Aufgabe der Dichter und der dramatische Künstler dem Volke gegenüber habe, und schloß endlich mit der herzlichen Bitte, sich doch des armen verirrten Zimmermann anzunehmen und zu versuchen, ob er nicht durch seine, des Pastors, Bemühungen und die Lehren der Religion auf den rechten Weg zu bringen wäre.

Wie von der Tarantel gestochen, sprang M. wüthend auf, und entfernte sich, empört über die beispiellos freche Zumuthung, er solle einen Komödianten bessern helfen, augenblicklich aus der Gesellschaft. Nie würdigte er Kotzebue später mehr eines Wortes, eines

Blickes, und nie vergab der Diener unserer Religion der Duldung die vermeinte zugefügte Beleidigung. —

Durch seine sarkastische Laune und seinen Witz, der jede Thorheit, die ihm auffiel, unnachsichtlich geißelte, hatte sich Kotzebue auch in Reval eine Menge Feinde erworben, die er nur um so eifriger mit der Lauge seines Spottes überschüttete. So z. B. enthält der Titel seines Lustspiels: Don Ranudo di Colibrados, in seinen Buchstaben den Namen eines damals dort lebenden Mannes, den er in dem genannten Stücke parodirte, und die Worte: O du Narr! —

Als Gesellschafter hatte Kotzebue ungewöhnliche Aehnlichkeit mit Saphir. Im Freundeskreise sprudelnd von den schlagendsten Witzen und dem unerschöpflichsten Humor, konnte ihn eine plötzlich hinzugekommene, ihm unangenehme Persönlichkeit augenblicklich verstummen machen. Gleich Saphir war auch Kotzebue der zärtlichste, aufmerksamste Gatte und Familienvater und am glücklichsten im stillen Kreise der Seinigen.

Vor den Assisen.

Den 4. Juni 1836 bot der Assisensaal in Paris ein merkwürdiges Schauspiel dar. In den überfüllten Räumen saßen auf den ersten Bänken, lange vor Be-

ginn der Verhandlungen, sämmtliche Lieblinge der Theaterfreunde. Die frivole Déjazet neben dem ernsten Ligier, der sinnige Bouffé und sein ebenbürtiger Rival Frederik Lemaitre, die wunderschöne Plessy neben den genialen Volny's (Leontine Fay), kurz alle die ersten Repräsentanten der Scheinwelt waren hier in banger Erwartung versammelt, um Zeuge von dem Geschicke eines Kollegen zu werden, den die ernste Wirklichkeit vor diese düsteren Schranken gestellt. Debureau, der unvergleichliche Pierrot der Pantomime, der „stumme Witzbold," wie ihn Jules Janin nannte, der ihn zu seinen Lieblingen zählte, Debureau, das Schooßkind des Pöbels und der Liebling des ersten Ranges, dessen Erscheinen auf der Bühne stets ein maßloses Gelächter hervorrief; derselbe Debureau stand heute vor den Assisen, angeklagt des — Todschlags!

Jene beiden weiblichen Gestalten in tiefer Trauer neben der Bank des Angeklagten sind des Unglücklichen Frau und Tochter, das edle bleiche Antlitz der letztern ist verhüllt, um die heißen Thränen zu verbergen, die unaufhaltsam den großen blauen Augen entquellen. In dem jungen schlanken Mann in schwarzer Amtskleidung, welcher die Damen zu trösten versucht, erkennen wir den künftigen Schwiegersohn Debureau's, einen talentvollen Advokaten, der die Vertheidigung des Beschuldigten übernommen und mit dieser seine öffentliche

Laufbahn beginnt. Von dem Erfolg seiner heutigen Aufgabe hängt zugleich sein eigenes Schicksal ab.

Die Glocke des Präsidenten gebietet Stillschweigen im Namen des Gesetzes.

Alle Blicke richten sich nach der Bank der Angeklagten, auf welche sich Debureau ernst und schweigend niederläßt. Seine einfache, nichts weniger als moderne Kleidung, das schlicht zurückgekämmte ergrauende Haar, das volle, gutmüthige Antlitz auf der gedrungenen Gestalt geben ihm das Ansehen eines wohlhabenden Spießbürgers. Nur die dunklen Augenbraunen, in der Mitte beinahe zusammengewachsen, zeugen von einem heftigen Temperamente. Aus den gewöhnlichen Fragen über Stand, Vaterland, Alter ꝛc erfahren wir, daß Debureau am 4. Juni 1781 geboren sei.

Heute ist sein Geburtstag!!

In Böhmen geboren, haben ihn 40 Jahre, die er in Paris zugebracht, vollständig zum Franzosen umgewandelt. Sein Vater, ebenfalls französischer Bürger, war im Jahre 1780 nach Neu-Collin ausgewandert, die Mutter aber nach dem Tode desselben mit dem zwölfjährigen Knaben nach Frankreich zurückgekehrt.

Nach dem Zeugenverhör beginnt der Staatsanwalt den Thatbestand auseinander zu setzen: Den 26. Mai machte der Angeklagte mit seiner Familie eine Promenade im Boulogner Wäldchen. Plötzlich treten ihm

mehrere junge Leute in den Weg, wovon ihn der Eine, François Dubois, in etwas angetrunkenem Zustande mit dem unaufhörlichem Geschrei: Ach, Monsieur Pierrot: Bajazzo der Boulevards! Monsieur Bajazzo! rc. verfolgt. Debureau wirft den übermüthigen Jünglingen einen verachtenden Blick zu, entfernt sich durch einen andern Laubengang, durch welchen ihm der Schwarm, Dubois an der Spitze, wieder mit tollen Grimassen und höhnischen Beiworten den Weg abschneidet. Nochmals weicht ihnen der gereizte Künstler aus, obgleich ihm die Zornesröthe das Gesicht färbt und die Stirnadern schwellen, zögernd führt ihn der Fuß zurück auf den kaum verlassenen Pfad, auf welchem die Seinigen bange und ängstlich folgen. Kaum hat Debureau, rasch voraneilend, einige hundert Schritte gemacht, als um die Ecke François mit der unnachahmlichen Grimasse der Pariser Gamins ihm das weinseelige Antlitz zuwendet mit den Worten: Bon jour, Papa Bajazzo! Da erhebt der Verhöhnte, seiner nicht mehr mächtig, das metallbeschlagene Ende seines spanischen Rohres und läßt es, ehe Frau und Tochter dazwischen zu stürzen, im Stande sind mit gewaltiger Wucht auf das Haupt des Beleidigers fallen, der in demselben Moment, ohne einen Laut von sich zu geben — todt zusammen stürzt. — Dies ist das einfache Faktum. Debureau hatte sich sogleich nach dem unheilvollen

Ereigniß selbst dem Gericht übergeben, gefaßt sein Schicksal erwartend. Der Staatsanwalt trug wegen mildernder Umstände auf das Minimum der für Todschlag bestimmten Strafe an.

Jetzt tritt der junge Vertheidiger vor, nachdem er vorher der geliebten Braut mit einem innigen Händedruck, der theuren Mutter mit einem tröstenden Blick Hoffnung und Vertrauen eingeflößt. — Seine Stimme, die Anfangs bebt vor innerer Erregung, gewinnt nach und nach Festigkeit, seine Augen flammen, man sieht, daß seine Rede der Erguß innerster Ueberzeugung ist, daß er Alles an Alles setzt.

Die lebhafteste Theilnahme der Versammelten, die lautloseste Aufmerksamkeit der Anwesenden begleitet seine Worte:

„Verzeihen Sie", beginnt er gegen die Jury gewendet, „verzeihen Sie dem ungeübten Diener der Gerechtigkeit, wenn seine Stimme zittert, wenn die Töne derselben vielleicht verwirrt und unverständlich an Ihr Ohr schlagen. Es ist nicht die Angst vor dem Erfolg des heutigen Tages — o nein! diese gewaltige Aufregung ist die Frucht der sichersten Ueberzeugung, der Gewißheit, daß Ihr Gerechtigkeits-Gefühl binnen wenig Minuten dem Mann einen Triumph bereiten wird, der schuldlos Ihr Urtheil erwartet, dem Mann, den Sie hier in banger Erwartung seinem Geschick entgegengehen sehen, begleitet von der innigsten Theil-

nahme der Anwesenden, dem Mann, der mir am nächsten, und im Begriffe steht, mir in wenig Tagen sein kostbarstes Gut anzuvertrauen. Nie habe ich die heilige Bedeutung meines segensreichen Amtes tiefer und inniger empfunden, als eben heute, und, das schwöre ich in diesem feierlichen Augenblicke, mein ganzes künftiges Leben soll dem Schutze, der Vertheidigung der Unschuld gewidmet sein! —

Ich kann mich kurz fassen. —

Sie haben einen Mann vor sich, den die überstrenge gesetzliche Ordnung anklagt, das Blut eines Nebenmenschen vergossen zu haben, und ich frage Sie auf Ehre und Gewissen — ist Einer unter den tausend Anwesenden, ist Einer, frage ich, der sich von ihm mit Abscheu und Verachtung wendet?! Bei einer That, die unter andern Umständen auf das Haupt des Beschuldigten den Fluch der Mitwelt herabruft, fühlen wir in dem gegenwärtigen Fall für denselben nur das tiefste Mitleid; von jeder gehässigen Empfindung fern, ist nicht Einer unter Ihnen, in dem sich nicht der innige Wunsch ausspricht, der Gequälte möge gereinigt von jener fürchterlichen Anklage, frei und schuldlos erklärt, diesen Ort verlassen dürfen! Dieses göttlichschöne, erhebende Schauspiel ist Ihnen vorbehalten, ehe eine Stunde sich gewendet! Und doch kennen Sie nur die äußern nackten Umstände der That, deren Gewicht ihn zerschmettern soll, Sie kennen den Mann

nur durch sein künstlerisches Streben auf der Bühne, von der herab er Tausende erheitert. Ihre Theilnahme würde, wo möglich, noch erhöht, wenn Sie das Wirken dieses Biedermanns in seinem häuslichen Kreise, das patriarchalische Stillleben seiner einfachen Familie, so wie ich als Zeuge tausend Mal zu beurtheilen Gelegenheit gehabt hätten. So innig ist meine tief begründete Hochachtung und Verehrung für diesen Mann, daß, geschähe das Unmögliche, und müßte er direkt von hier auf die Galeeren wandern, wir Alle ungesäumt nach Toulon aufbrechen würden, und jeder Morgen würde dort das Schauspiel begrüßen, uns die theuren, kettenbelasteten Hände öffentlich küssen zu sehen! Das schwöre ich Ihnen. Eine solche Theilnahme kann kein Verbrecher einflößen! — Ein Vierteljahrhundert ist der Künstler Debureau den Parisern bekannt. Die bedeutendsten Schriftsteller Frankreichs stellten ihn den ersten Artisten Europas ebenbürtig an die Seite. Fünf und zwanzig Jahre seines unbescholtenen Lebens sind der Erheiterung seiner Mitbürger nach schweren Berufsgeschäften geweiht! — Und dieses ehrenwerthe Streben soll einem rohen Burschen das Recht geben, einen tadellosen Bürger im Angesicht seiner Familie beschimpfen und zu erniedrigen? — Nicht genug, daß Jeder für wenig Sous das schmähliche Recht hat, an dem Schauspieler im Theater sein Müthchen zu kühlen, sollen auch die Erholungsstunden desselben

befleckt und besudelt werden, durch die schamlose Frechheit eines Trunkenboldes!? Nachdem der Künstler diesem zwei Mal mit der besonnensten Mäßigung ausweicht, rennt er, wie ein Toller, zum dritten Mal seinem Geschick in den Weg! Wer kann es dem auf's höchste Gereizten, auf's bitterste Gekränkten verdenken, daß er die Waffe, die er in den Händen fühlt, benützt, um den Beleidiger zurecht zu weisen? Ein Schlag auf den Rücken soll den Schimpf vergelten: der betrunkene Feigling sucht, die drohende Bewegung gewahrend, auszuweichen, stolpert vorwärts, der kräftige Schlag schmettert, sein Ziel verfehlend, auf das Haupt des Rasenden herab, seinem Leben ein Ende machend!

Das Entsetzen des armen Künstlers zu schildern, vermag kein Laut der menschlichen Sprache. Freudig hätte er den Tausch mit dem vor ihm liegenden Opfer eingegangen. Und doch ist er ehrenwerth genug, sich auf keine Weise dem Spruch der Gerechtigkeit entziehen zu wollen. Nicht die heißen Thränen des theuren Kindes, ja nicht die stürmische Beredsamkeit der über Alles geliebten Gattin vermögen ihn zur Flucht zu drängen. Mit Ergebung erwartet er sein Schicksal, welches in Ihren Händen liegt. Versetzen Sie sich mit ganzer Seele in seine Lage und sprechen Sie das „Schuldig" aus, wenn Sie es vermögen!""

Die Geschworenen sprechen auf die Frage des Anwalt: Ob der Angeklagte des Todschlags an François

Dubois schuldig sei, einstimmig ihr: „Nichtschuldig“ aus. Ich schweige von dem Glück der Familie, von dem tollen Treiben des Publikums, welches die Würde des Ortes vergessend, den Befreiten mit lautem Jubel auf den Händen aus dem Saale trug und erwähne nur noch, daß der wackere Vertheidiger vier Wochen darauf seine Hochzeit mit der reizenden Jenny feierte und noch jetzt als einer der geachtetsten Advokaten in Paris lebt. Debureau starb im April 1847, geliebt von Jung und Alt und tief betrauert von den Seinigen. Ein einfacher Stein auf Père la chaise bezeichnet seine Ruhestätte! —

Gefangennehmung des Räubers Bergam. Eine Zigeunerstadt.

Skizzen aus dem südlichen Theil von Ungarn. Im Sommer 1863.

Die Sehnsucht, einen Bruder nach dreißigjähriger Trennung zu umarmen, eine glücklich verheirathete Schwester in ihrer stillen Häuslichkeit zu besuchen, führte den Verfasser dieser Federzeichnungen mit den Seinigen in das Innere eines Landes, dessen Culturzustände selbst dem gebildetsten Deutschen unbekannter sind, als die der Südseeinseln, und welches, trotz der

reichsten Naturschätze, dem Vergnügungsreisenden verschlossen liegt, wie das Buch mit sieben Siegeln. Bis Pesth reichen dem deutschen Touristen noch heimische Bildung und behaglicher Comfort die Hand, von dort aber „laß'," wie beim Eintritt in Dante's Hölle, „alle Hoffnung hinter Dir."

Mit dem frischesten Eindruck, den das großartige Turnfest in Leipzig auf uns hervorgebracht, überwältigt von den bezaubernden Schönheiten der Alpennatur, vollständig befriedigt von der Sauberkeit und Ordnung auf dem Linzer Dampfboote, und entzückt von dem reichen Panorama der Donaufahrt, betraten wir in Wien das nach Mohacs führende Schiff, welches uns in das Herz von Ungarn tragen sollte.

Nie konnte ich die Abneigung des gemüthlichen, umgänglichen und sonst so billig denkenden Wiener Volkes begreifen, welche sich fast der ganzen Bevölkerung, seit dem Jahre 1848, gegen die Ungarn bemächtigt hatte. In eine völlige Wuth sprechen sich die behäbigen Oesterreicher hinein, wenn von ihren magyarischen Nachbarn die Rede ist, und keiner macht ein Hehl aus seiner Idiosynkrasie gegen dieselben. Nur politische Gründe konnten da wohl nicht obwalten, es mußten noch andere Motive mitwirken. Diese sollten mir beim Eintritt in das Land klar werden. Es existirt dort unter dem Namen „ungarischer Edelmann" eine allgemeine Calamität, der sich weder ein

Fremder noch der bürgerliche Einheimische entziehen kann. Der ungarische Edelmann*) hält sich für eine ganz besondere Menschengattung, vom lieben Gott in die Welt gesetzt, um demselben in möglichster Abwechslung seine Tage abzustehlen, die minder bevorzugte Majorität seiner Landsleute zu quälen und zu maltraitiren, wo es angeht, dieser das Leben so sauer zu machen, als es thunlich ist, und alle Gesetze souverain zu verachten.

Auf den Dampfbooten, die mit Ausnahme der Reinlichkeit, die sich eben auf einem ungarischen Fahrzeug nicht herstellen läßt, vortrefflich eingerichtet sind, ist in ungarischer und deutscher Sprache ein Rauchverbot für die Speisesalons und die Schlafkajüten angeschlagen, welches nie gehalten wird. Der ungarische Edelmann wälzt sich mit seiner mit stinkendem Knaster gefüllten Tabakspfeife in allen Räumen herum, nur nicht in den Rauchcabinets, er speit rechts und links seinen ekelhaften Auswurf vor sich hin, und zwingt deutsche Damen — die ungarischen sind daran gewöhnt

*) Selbstverständlich kommt es mir nicht in den Sinn, unter der geschilderten Gattung nicht auch die seltenen Ausnahmen zu erwähnen, und der Träger der Namen Eötvös, Szechenyi, Batthyanyi ꝛc. ꝛc. achtungsvoll zu gedenken, die sich durch Bildung, Humanität und jede Bürgertugend um ihr Vaterland so hoch verdient gemacht; ich zeichne den arroganten, an seiner Scholle klebenden unwissenden kleinen Edelmann, „den Besitzer von sieben Zwetschkenbäumen und einem Misthaufen“, wie der Oesterreicher mit bitterem Hohn diese Landplage benennt.

— sich auch beim schlechtesten Wetter vor dieser Rohheit in's Freie zu flüchten, da selbe auch in der Nacht in der Damenkajüte nicht sicher sind, einen oder den anderen dieser haarbuschigen Gesellen in unanständigstem Costüm eindringen zu sehen. Wehe dem Reisenden, der stromaufwärts auf einem solchen Fahrzeug übernachten muß! Ich will nicht von der Unzahl Wanzen sprechen, mit welchen jede Ruhestätte der Dampfboote bevölkert ist, dies gehört als selbstverständlich zur Sache, aber es wird mir der Moment unvergeßlich bleiben, wo mein vierzehnjähriger Knabe, wahrscheinlich in Folge der furchtbaren Hitze, einen Anfall von Ohnmacht bekam, und ich an die Humanität der Mitreisenden mit der artigen Bitte appellirte, in der Schlafkajüte das furchtbare Qualmen einzustellen. Wenn ich verlangt hätte, jeder Einzelne solle mir noch in der Nacht den Mond und alle Sternbilder vom Himmel herab holen, so hätte das brüllende Hohngelächter der rohen Horde nicht ausgelassener sein können. Man fand meine Forderung, welche durch das Rauchverbot vollständig gesetzlich unterstützt war, so überaus komisch, daß auch die Wenigen, die bis dahin nicht geraucht hatten, unter den plumpsten Stichelreden ihre Glimmstengel und Pfeifen in Brand setzten. Weder der Capitain, noch der Controleur, noch einer der Dienerschaft getraut sich gegen derlei Unfug einzuschreiten, und nicht ein Mensch besaß Bildung und Anstands-

gefühl genug, um seine Landsleute auf die Rohheit ihres Betragens aufmerksam zu machen. „Ich darf nichts sagen, es sind Edelleute," entgegnete mir der Stewart auf meine Aufforderung, das Einstänkern der Schlafstellen zu verbieten. Der Capitain wies mich mit meiner Beschwerde an den Controleur, dieser, selbst ein Vollblut-Ungar — ob Edelmann, weiß ich nicht — wieder an den Stewart, dieser zuletzt an die Dampfschifffahrts-Direction in Wien. „Gott ist hoch, und der Czar ist weit," heißt es da. Da, ohne alle Controlle, die ganze Nacht Leute aller Art auf den zahllosen Stationen aus- und einsteigen, sind Diebstähle des Handgepäckes gewöhnliche Ereignisse, und selbst meinem Sohn wurde, als ihn die oben erwähnte Uebelkeit übermannte, ein sehr schönes, kunstreich mit Silber eingelegtes Messer gestohlen, welches er kurz vorher auf den Tisch gelegt hatte, um ein Buch aufzuschneiden. Das Buch ließ der Dieb natürlich liegen. Ein ungarischer Priester fragte mich, ob und wo mein Sohn studire? Ich antwortete ihm, er besuche das Gymnasium in Arnstadt, natürlich forschte er weiter, wo Arnstadt liege, und auf meine Antwort: in Thüringen, frug der Mann Gottes ganz naiv, ob Thüringen zu Deutschland gehöre? Ueber Wien, höchstens Prag hinaus, hört die Landkarte für die ungarische Bildung auf.

Man glaube nicht, daß ich übertreibe, ich male

mit milden und sehr gedämpften Farben, auch erkenne ich gerne an, daß ich unter dem ungarischen Bürgerstand — von welchem ich freilich nur einen deutsch-ungarischen Theil kennen gelernt habe — die gebildetsten, liebenswürdigsten Menschen fand, weit gereist und vielerfahren, allein selbst diese hatten nur ein bedauerndes Achselzucken, wenn die Rede auf die Selbstüberhebung und rohe Anmaßung des kleineren ungarischen Adels kam, der da glaubt, die übrige Menschheit sei nur da, um von ihm mit Füßen getreten zu werden „Bei uns ist das Land der wahren Freiheit“ äußerte sich ein Ungar zu einem befreundeten Wiener, „sehen Sie, ich bin Edelmann, kommen Sie zu mir auf mein Gut, ich lasse Sie auf die Bank niederlegen, und Ihnen fünfundzwanzig Stockprügel herabhauen; kein Hahn kräht darnach.“ Das verstehen diese Leute unter „wahrer Freiheit“!

Die Conversation auf dem Schiffe, insofern eine solche in der Gesellschaft zu ermöglichen ist, drehte sich fast lediglich um die neuesten Räubereien, von welchen in jenen Gegenden als etwas Selbstverständlichem und Unvermeidlichem gesprochen wird, wie bei uns von den Wahlen oder anderen Tagesereignissen. Wie in Deutschland ein Ministerwechsel zu langen Kannegießereien Anlaß giebt, so dort die Frage, ob der Räuber Bergam im Baranyer-Comitat, oder der Banditenhauptmann Patko am Plattensee größer sei,

ob letzterer im Kampf mit den Panduren wirklich getödtet oder nur versprengt worden sei, ob Bergam wirklich in Bogdasa erschossen wurde? Da wir dem Schauplatze dieser Dramen entgegen eilten, so werde ich später Gelegenheit haben, die Scenen aus dem Wirken der Hauptacteurs, größtentheils nach Berichten von Augenzeugen, meinen freundlichen Lesern vorzuführen.

Vor der Hand sind wir auf dem Dampfboote und besehen uns die trostlos öden Ufer der unteren Donau mit ihren einförmigen Staffagen, in welchen nur ab und zu eine lagernde Büffelheerde, oder ein Kanasz (Schweinehirt) mit seinen zahllosen Pflegebefohlenen, die nicht, wie unsere, sich träge im Schlamm wälzen, sondern spielen und lebhaft umher laufen, einigen Wechsel in die monotone Scene bringen. Auch unter den Viehhirten herrscht in Ungarn eine strenge Sonderung der Elemente: der Csikos, als Pferdehirt, sieht mit Stolz auf den Gulyase, den Rinderwächter, herab, der seinerseits den Kanasz mit Verachtung behandelt und nicht als seines Gleichen betrachtet, wie sich denn wirklich diese zahlreichen Klassen der ungarischen Bevölkerung in Kleidertracht, Sitten und Lebensweise auf's Strengste scheiden.

Wir athmen hoch auf, als wir vernehmen, daß die nächste Station das Endziel unserer Wasserreise bilden soll. Von Mohacs bis eine halbe Stunde vor Fünf=

kirchen nimmt uns die Eisenbahn auf, welche dort von der Direction der Donau-Dampfschifffahrt zur Beförderung des immensen Materials aus ihren großartigen Kohlenbergwerken in's Leben gerufen worden ist. Der ganze Landungsplatz bei Mohacs ist mit aufgehäuften Kohlenhügeln bedeckt, der Boden, die Wege, die Luft damit geschwängert. Auf beiden Seiten lagern Raizinnen in ihrer pittoresken Landestracht, mit geschminkten Gesichtern, die den Ankommenden die köstliche Frucht der nahen Byllianer Berge*), die süßeste aller Trauben, für wenige Kreuzer in Massen zum Verkauf anbieten. Von der beispiellosen Billigkeit des Weines in diesen Gegenden kann man sich kaum eine Idee machen; das Gefäß, in dem das edle Naß aufbewahrt wird, sei es auch noch so einfach, kömmt viel höher zu stehen, als der Wein selbst; die untere Volksklasse trinkt daher seltener aus Glasgefäßen ihren täglichen Bedarf, sondern füllt damit flaschenähnliche Kürbisse, welche große Aehnlichkeit mit den amerikanischen Calebassen haben. Die Strecke, welche wir jetzt auf dem Schienenwege mit dem Gefühl persönlicher Sicherheit durchfliegen, war vor nicht langer Zeit noch der Schlupfwinkel der gefährlichsten Räuberhorden, welche dem Reisenden auflauerten und, wenn nicht sein Leben, doch sicher seine Habe als Tribut für die Schonung des Ersteren einforderten. Nur wohlbewaffnet und

*) Im Baranya-Comitat: Baranya: Die Mutter des Weines.

karawanenweise zogen die Bürger und Kaufleute von Fünfkirchen nach der ungarischen Hauptstadt diesen Weg entlang.

In den letzten Monaten erst haben energische Streifzüge den Heldenthaten der letzten Anführer der Szegén legény*), den berüchtigten Strolchen Bergam und Patko ein Ende gemacht, obgleich noch eine dunkle Sage geht, daß in dem Gefechte, welches der Laufbahn des Letzteren ein Ziel gesetzt, nicht er, sondern sein Adjutant getödtet worden sei, er selbst habe sich bis auf günstigere Zeiten „in's Privatleben zurückgezogen". Aehnliches passirte mit dem bekannten Roſza Sandor, welcher sich während der ungarischen Revolution mit seinen „armen Jungen" der Kossuth'schen Regierung zur Verfügung gestellt hatte, und durch das Wegnehmen der Ochsenheerden, welche der österreichischen Armee zugeführt werden sollten, dieser unermeßlichen Schaden zufügte. Der kluge Bursche ließ das Portrait seines Adjutanten — ohne einen solchen ist ein ungarischer Räuber von einigem Ruf nie — lithographiren, und das wohlgetroffene Bild desselben mit der Unterschrift „Roſza Sandor" versehen, worauf das Original nicht wenig stolz war. Freilich brachte ihm diese Eitelkeit den Strick um den Hals zum Lohne ein. Denn Roſza Sandor hatte mit schlauer List Sorge getragen,

*) Szegén legény: arme Jungen, nennt der Ungar die Buschklepper seines Vaterlandes.

daß eine große Anzahl der Conterfey's seines Stellvertreters, in effigie den Weg in das österreichische Lager fanden, wo bei einem Ueberfall, zum Jubel der Machthaber, das Original eingefangen, und trotz aller Protestation, „er sei nicht der Rechte" sofort standrechtlich gehängt wurde. Während alle österreichischen Blätter die Nachricht brachten, daß den berüchtigten Räuber sein Schicksal ereilt habe, trieb dieser mit seiner Bande, die auf mehr als 300 Mann angewachsen war, autorisirt von seiner Behörde, in der Gegend von Szegedin nach wie vor die kaiserlichen Ochsen zu Hunderten und Tausenden fort, trug Briefe und Depeschen von der größten Wichtigkeit mitlen durch das feindliche Lager von Komorn nach Debrekzin, ohne daß irgend Jemand eine Ahnung hatte, daß der gebildete,*) edelmännisch aussehende, mit den besten Päßen versehene Pesther Kaufmann der berühmte Parteigänger sei.

Sein in viel größerem Ansehen stehender Kollege Bergam war kurz vor meinem Eintreffen in Fünfkirchen, in dem Dorf Bogdasa von dem Panduren-Korporal Babarzi Janos erschossen. Aus dessen Munde habe ich die folgenden Mittheilungen, welche er mir auf mein Ersuchen, und durch klingende Bevorwortung unterstützt, in ungarischer Sprache niederschrieb, und zwar in Form und Ausdruck gewandter, als man es

*) Rosza Sandor hatte das Gymnasium zu Szegedin absolvirt und war einer der besten Schüler daselbst.

von einem deutschen Polizisten untergeordneten Ranges erwarten dürfte. Auf dem Amte in Sziklos werden noch mit Stolz die Kleider des Bergam gezeigt, bestehend in einem prachtvollen Schnürrock mit reicher Pelzverbrämung, rundem ungarischem Hut, engen Beinkleidern, Stiefeln mit schweren Quasten, Stock mit reichem Silberbeschlag. Den schönen Rock hat freilich die Kugel, die ihm der gute Janos auf den Pelz gebrannt, gar arg beschädigt.

Wir wollen der Erzählung des wackeren Babarzi folgen und die wichtigsten Details daraus den Lesern mittheilen. Der Schauplatz der Schandthaten des Bergam war früher die slavonische Grenze, dort verübte er viele Grausamkeiten. In Csagyavicz brach er mit seinen Gefährten am hellen Tage in's Dorf ein, und plünderte dasselbe, wobei drei Menschen erschossen und acht schwer verwundet wurden; dem Wirth Franz Weselsky, welcher den Ort nicht nennen wollte, wo er sein Geld versteckt hatte, wurden die Nägel von den Fingern gelöst. In Mariančzán hielten die Räuber dem Pfarrer das Cruzifix vor, worauf er einen Eid ablegen mußte, daß er wirklich nicht mehr Vermögen habe, als er den „armen Jungen“ abgeliefert. In Feliczány wurde der Notar erschossen und die ganze Umgegend in Angst und Schrecken versetzt, bis endlich die ganze Bevölkerung gegen die Geißel aufstand und Bergam mit seiner Schaar über die ungarische Grenze

gedrängt wurde. Hier begann er das alte Unwesen sofort wieder. Schon der Name Bergam reichte hin, um eine panische Furcht hervorzurufen. Derselbe hatte die Frechheit sich in Sellyé, einem fürstlich batthyany'schen Marktflecken mit 4000 Einwohnern, 4 Stunden von Fünfkirchen, dem Rentmeister Szatoretz, in Gegenwart des Hofrichters und acht anwesender Gäste am hellen Tage vorzustellen und sich den Inhalt der herrschaftlichen Kasse auszubitten, der ihm auch, aus Furcht vor den Spießgesellen des Räubers, ohne allen Widerstand ausgeliefert wurde*). Bei dem Güterdirektor Hoszi Falu bei Somogy lud er sich brieflich mit zehn seiner Gefährten zu einem Frühstück ein, und knüpfte die Bitte daran, einen der Amtsschreiber, welcher durch eine sehr schöne Stimme bekannt war, zu bewegen, die Gesellschaft gegen eine gute Belohnung durch seine Vorträge zu erfreuen. Man würde Allen weiter nicht das Geringste anhaben und nach dem Mahle ruhig des Weges ziehen. Dies geschah, die „armen Jungen" fanden bei ihrer Ankunft in einer Veranda eine reichgedeckte Tafel vor, an der sie sich bescheiden niederließen und den gut zubereiteten Speisen, sowie den feinen Weinen des königlichen Schloß-

*) Unter den in der Kasse befindlichen Summen befanden sich auch 100 Dukaten, welche Eigenthum des Rentmeisters waren. Von diesen nahm Bergam nur zwei Stück zum Trinkgeld für die Dienerschaft, das Uebrige gab er dem Beamten zurück.

kellers eben so viel Gerechtigkeit widerfahren ließen, als dem kunstvollen Liedervortrage des musikalischen Schreibers. Als der Letztere seinen Schatz erschöpft hatte und auf das lebhafte Andringen der Anwesenden noch etwas Neues bringen sollte, erklärte er, er wisse wohl noch ein schönes Lied, dies würde ihnen aber nicht gefallen, es sei, meinte der Sänger verlegen, es sei — eben „ein Räuberlied". Das thäte nichts zur Sache, er solle es nur singen. Nun begann der Schreiber eines der wild-romantischen Lieder vorzutragen, worin die Vorzüge des freien Wald- und Räuberlebens gepriesen werden, jede Strophe endete indeß mit dem unbehaglichen Refrain: „Denn das End' ist doch der Galgen!" Immer gedämpfter wurde während dieses Gesanges die laute Fröhlichkeit der Spitzbuben, manches trotzige Auge wurde feucht, manch' schwerer Kopf sank auf die unterschlagenen Arme herab.

Mit artigen Dankesworten an den Güterdirektor, sonst aber lautlos, entfernte sich die Bande, nachdem Bergam dem Sänger noch zehn, und der Dienerschaft zwei Dukaten eingehändigt hatte. In Keszthely überraschte der Räuberhauptmann eine Gesellschaft Whistspieler, wovon er den einen aufforderte, sofort nach Hause zu reiten und die fünftausend Gulden zu holen, die er an demselben Tage eingenommen habe, er — Bergam — werde während der zwei Stunden, bis er zurück sein könne, für ihn im Whist eintreten.

So entsetzlich war die Furcht vor den Folgen einer Weigerung und der Verwegenheit Bergam's, daß der Aufgeforderte schleunigst das Geld zur Stelle schaffte, während die Zurückgebliebenen mit dem unheimlichen Partner ihre Spielpartie fortsetzten. Derlei Bravouren umgaben den Banditen, namentlich in den Augen der Bauern, deren Eigenthum er nie verletzte, im Gegentheil, als Gast derselben, Gold mit vollen Händen ausstreute, mit einem Nimbus, welcher ihm Thür und Thor öffnete, wo er immer anklopfte. Man wußte, daß er nur die Reichen plündere, und jeden Verrath schwer strafe.

In Peterd, 2½ Stunden von Fünfkirchen entfernt, ließ er, in Gegenwart des hierzu herbei geholten Richters und der Dorfältesten einen Bauer öffentlich erschießen, weil er den Versuch gemacht hatte den Preis, der auf des Räubers Kopf gesetzt war, durch Verrath zu verdienen. — Das strenge überwachte Waffenverbot, welches seit dem Jahre 1849 in ganz Ungarn herrscht, gab ihm seine Opfer fast wehrlos in die Hände.

Da erbot sich der Lehrer Ducz in Bogdasa, welcher mit Bergam in Verkehr stand und, wie das Gerücht behauptet, bei der Gelegenheit zum doppelten Verräther wurde, den gefürchteten Mann in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern, wenn ihm dafür eine Anstellung an einem fernen Orte und der ausgesetzte Preis von achthundert Gulden garantirt würde. Ver-

gam pflegte mit einem Theil seiner Bande von Zeit zu Zeit bei Ducz einzukehren und kleine Festgelage zu veranstalten. In Folge der Denunciation des Ducz wurden die Panduren Glatz Istvan, Antal, Kovats Pál, Erdö Josef, Bognar György, Berbély Janos und Gyura Andras unter Anführung ihres Korporals Babarzi Janos nach Bogdasa kommandirt und in nächtlicher Stille im Hause des Lehrers auf den Heuboden versteckt. Unter einem riesigen Haufen Kukkerutz*) mußten sich die armen Teufel acht Tage lang verborgen halten, „was sehr unangenehm und mit vielen Leiden verbunden war," wie sich Babarzi in seiner naiven Schilderung ausdrückt. In der neunten Nacht gegen zwei Uhr Morgens kam Bergam mit zehn seiner Gesellen an, wo sie sich bis sieben Uhr Abends lärmend unterhielten, trotzdem, daß der Lehrer dem Wein einen Schlaftrunk beigemischt hatte, welcher sich aber nicht als wirksam genug erwies, denn beim Ueberfall wehrten sich die Banditen noch wie Verzweifelte. Bergam erhielt von Babarzi einen Schuß durch die Brust, auch der Seb Ferenz, einer seiner Kameraden, wurde tödtlich verwundet und starb während des Transportes, Radicz, der gefangen wurde, zierte den Galgen von Sziklos, die Uebrigen entsprangen.

So weit das Drama, welches nicht ohne blutiges Nachspiel enden sollte.

*) Türkischer Mais.

Acht Tage nach dem Ueberfall der Räuber erschienen mehrere Cameraden derselben in Bogdasa. Da sie den Lehrer Ducz nicht mehr in seiner Behausung fanden — derselbe hatte eine Anstellung als Aufsichtsbeamter gegen die Banditen bei der Sicherheitsbehörde in Sziklos erhalten — so zerrten sie dessen greisen Schwiegervater und seinen Schwager aus ihren Wohnungen; vergebens war alles Flehen der Ortsbewohner, den schuldlosen alten Mann und dessen Sohn zu schonen, die sonst so stillen Mauern des Dorfes hallten wieder von dem Schreckensgeschrei der Unglücklichen und ihrer Mitbürger, auf offenem Markte und im Angesicht der ganzen Bevölkerung wurden die Aermsten von den Banditen erschossen.

Solche Zustände finden sich in Ungarn, ohne daß die Behörden dem Unwesen ein Ende machen können — oder wollen. Der Pandurencorporal Babarzi erhielt übrigens als Belohnung dafür, daß er den berüchtigten Räuber Bergam „gestellt" hat, die Summe von neunzig Gulden österreichischer Währung als Prämie ausbezahlt. Wer wird sich in Zukunft dazu drängen, um diesen Preis sein Leben zehnfach auf's Spiel zu setzen! —

Seitdem sind die Strolche eingeschüchtert, und man hört, wenigstens im Baranya-Comitat nichts von neuen Gräuelthaten, wie lange aber der Landfrieden dauern wird, dürfte eine Frage ohne Lösung sein! —

Prachtvoll liegt das Schloß auf der Anhöhe der Stadt Sziklos, die Gegend beherrschend, jetzt freilich nur als Gerichtsgebäude und Gefängniß benutzt. Früher Eigenthum des unglücklichen Grafen Batthyanyi, konnte dieser, auf den Zinnen seiner stolzen Burg stehend, sein trunknes Auge nach allen Seiten in die weitesten Fernen schweifen lassen und mit Schiller ausrufen: „Dies Alles ist mir unterthänig!“ Jetzt sind die Mauern halb verfallen, die prächtigen Gemächer, in deren glanzumstrahlten Räumen die seidenen perlengestickten Gewänder der schönen Edelfrau dahin rauschten, die goldenen Pokale kreisten, bewohnen jetzt der Gerichtsbeamte, der Pandur und einige eingefangene Spitzbuben, welche auf dem schmutzigen, ach! ehemals so blanken, Estrich, verdrossen sich herumwälzend, ihrem Schicksal entgegen sehen.

Der untere Theil von Sziklos ist im strengsten Sinn des Wortes eine Zigeunerstadt, vielleicht die einzige in ihrer Art in Europa. Der Güte des dortigen Notars, in dessen Begleitung wir die originelle Stadt durchstrichen, verdanken wir es, daß uns keine Thür derselben verschlossen blieb. Wer sich in althergebrachtem Vorurtheil unter einem Ort, der nur, aber am „allernuresten“ wie der Kladderadatsch sagen würde, von Zigeunern bewohnt wird, ein Conglomerat von Schmutz und Unrath denkt, der hat sich einen sehr falschen Begriff von Sziklos gemacht. Selbst in Hol=

land habe ich unter den unteren Volksklassen keine größere Sauberkeit und Accuratesse gefunden, als hier in den Straßen, den reinlichen Wohnungen und der Kleidung dieser eigenthümlichen Colonie herrscht. Die spiegelblanken Möbel glänzen wie Metall, die Häuschen sind so nett gehalten, die Bewohner derselben mit den charakteristischen braunen Köpfen lächeln dem Fremdling so freundlich entgegen und zeigen dabei einen Mund voll so prächtiger Perlenzähne, daß der Neid der Damen unserer Begleitung nicht ohne Grund rege wurde. Die Leute treiben Handel mit Vieh und Wein, die Weiber waschen die Hemden der „Herren“ in der oberen Stadt, erhalten das Hauswesen, und eine gewisse Wohlhabenheit spricht sich behaglich in Allem aus, was da in die Augen fällt. Am Ende der langen Straße versprach uns unser freundlicher Begleiter die Bekanntschaft eines Virtuosen, der seines Gleichen wohl nicht in der gebildeten Welt habe. Unsere Neugier war durch diese geheimnißvolle Einleitung auf das Höchste gespannt, als Herr v. K. nach verschiedenen Seiten hin leise Aufträge ertheilte, und wir, am letzten Hause angelangt, vier so braune und prächtige Burschen vorfanden, wie selbe von Lenau nur je geschildert worden sind. Die tiefschwarzen Haare, wie Rabengefieder an der Seite der scharf gezeichneten dunklen Gesichter herabfallend, die schwimmenden großen Mandelaugen, schwermüthig vor sich hinstarrend, das

originelle Costüm mit den schweren silbernen Kugelknöpfen, die schlanken und doch so kräftigen Gestalten zierend, als Staffage rings herum aus allen Häusern neugierige Weibergestalten schüchtern hervor tretend, und sich gruppenweise um den für uns reservirten und mit Stühlen besetzten Platz im Freien aufstellend — Eva's Töchter hatten sich währenddem mit Blitzesschnelle in ihren Sonntagsstaat geworfen — die Männer an Thüren und Fenstern lehnend, kauernd und in erwartungsvollem Schweigen harrend, im Hintergrunde amphitheatralisch auf Hügeln gebaut die obere Stadt Sziklos mit ihrem Mönchskloster, und an der Spitze des Berges das prachtvolle Grafenschloß; dazu wir, in unserer, diesen Naturkindern gegenüber unkleidsamen modernen Tracht, die Damen in der unvermeidlichen Crinoline; Alles zusammen bildete ein Genrebild, würdig von einem tüchtigen Maler oder einer gewandteren Feder, als die meine, festgehalten zu werden.

Da brachte eine alte Zigeunerfrau, pitoresk aussehend, wie sie nur je in irgend einem Romane geschildert worden, drei Instrumente, von welchen wir nicht wußten, was daraus zu machen sei. Der Form nach, roh gearbeitete Mandolinen in der primitivsten Gestalt und von verschiedenster Größe, so zwar, daß der Kasten der kleinsten mit der Fläche einer Kinderhand, der größte mit dem Handteller eines Mannes zu bedecken wäre. Ein Mann bemächtigte sich einer

bereit gehaltenen Guitarre, die übrigen drei ergriffen die oben geschilderten Instrumente,*) und nun begann ein Concert, welches auf uns verwöhnte Großstädter einen kaum zu schildernden Eindruck hervorbrachte.

Wie beim echten Csikos Mann und Roß nur ein Geschöpf zu sein scheint, so deuchten uns die vier Männer mit ihrem simplen Instrumente nur eine belebende Seele zu haben. Töne von so ergreifender, weicher und doch voller Art wußten die Kinder der Haide ihren einfachen Werkzeugen zu entlocken, ein Zusammenspiel so feuriger und eigenthümlicher Art entwickelten dieselben, daß wir Alle entzückt und erstaunt der wunderbaren Production zuhorchten. Nicht satt konnten wir uns hören an dem eigenthümlichen Concert, besonders der erste der Spieler entwickelte auf der kleinsten Tambura eine Kunstfertigkeit, ein Talent der Improvisation, dem die Uebrigen, blitzschnell folgend, secundirten, daß die Zeit, die wir, der märchenhaften Production horchend, zubrachten, Flügel zu haben schien. Und das ist nur in und für Sziklos berühmt, selbst in dem nahen Fünfkirchen sind die dunkelhäutigen Tamburaspieler unbekannte Größen, die kaum je über die Grenzen ihrer winzigen Welt hinaus kommen dürften! —

Keiner von unserer Reisegesellschaft, wohlhabende,

*) Das Instrument heißt Tambura, und soll nach der Behauptung des sehr unterrichteten Herrn v. K. aus Spanien stammen, gegenwärtig aber nur von wenig Zigeunern, von diesen aber mit unvergleichlicher Virtuosität gespielt werden.

gebildete Bewohner von Fünfkirchen, war früher in der Zigeunerstadt gewesen, obgleich sie Alle das obere Sziklos oft besucht hatten, keiner kannte die Kunstfertigkeit des Tamburaquartetts, ein neugieriger Berliner Tourist mußte hinkommen, um die guten Leute mit dem bekannt zu machen, was vor ihrer Thüre zu finden ist.

Ueberhaupt spielt die Zigeunermusik in Ungarn eine große Rolle, und kein Fest in irgend einem Kreise ist ohne eine solche zu denken. Unvergeßlich wird mir ein Abend, oder vielmehr eine Nacht sein, die wir in dem Weinberge eines gastfreundlichen Ungars, Herrn Bedö, in der Nähe von Fünfkirchen zubrachten. Diese Weingärten, mit ihren kleinen, dazu gehörigen Häuschen, eben eingerichtet, um eine fröhliche Gesellschaft fröhlich zu empfangen und zu bewirthen, bilden das Tusculum des wohlhabenden Bürgerstandes im Baranya-Comitat. In reichem Kranze umgeben sie die Hauptstadt des Kreises, hoch und malerisch aufsteigend und ausgeschmückt mit bequemen Landhäusern, je nach Vermögen, Laune und Geschmack des Besitzers. Letztere Vorzüge waren bei unserem Wirth in glücklichster Weise vertreten. Der Nachmittag, den wir lesend, wenn auch nicht in einem gedruckten, sondern in dem reichen Buche der Natur, zugebracht, war rasch dahin geeilt, um der schnell einbrechenden Dämmerung Platz zu machen, und der aufsteigende Vollmond beleuchtete eine fröh-

liche, harmlose Gesellschaft, welche den guten Dingen, die Herr Bedö in ununterbrochener Reihenfolge auftischte, eben so viel Ehre anthat, als dem unverfälschten Traubensaft des Besitzers. Da ertönten die Klänge einer Zigeunerbande durch die laute Nachtluft, jauchzend empfangen von den Anwesenden! Im Nu ein Ball im Freien improvisirt; der Lieblingstanz der Magyaren, der Csardos ausgeführt, mit seinen graziösen Figuren, die dem spanischen Fandango ähneln. Der Mond goß sein klarstes Licht auf den riesigen Saal, an dessen gewaltiger Kuppel bereits die Sterne angezündet wurden, wilder und wilder das Tempo der Musikanten, das Feuer der Tanzenden, bis die letzteren endlich ermattet in's hohe Gras hinsanken. Pause — horch, was erklingt da oben hoch auf dem Berge, wie Sphärenmusik? Der auch in weiteren Kreisen wohlbekannte, am Dom angestellte Violinvirtuose Herr Rusky, der sich unter den Gästen befand, hatte sich unbemerkt von diesen entfernt, und sandte seine Zauberklänge leise durch die Nacht in's Thal herab. Die Wirkung war fabelhaft, die Zigeuner, von der Macht der Kunst ergriffen, starrten mit verklärten Gesichtern hinauf, während am Schluß der improvisirten Phantasie ein laut jubelndes Bravo die freundliche Absicht des Virtuosen lohnte.

„Dem Mann möchte ich die Hand küssen," sagte der erste Zigeuner-Violinist zu Bedö, „den schätze ich

höher, als den Erzbischof." Einen größeren Grad der Werthschätzung als den Erzbischof weiß kein Zigeuner mehr aufzufinden, es war dies der Superlativ der Hochachtung für Rusky.

Wieder begann die Bande ihre Nationalweisen, deren Wechsel ihnen von den Anwesenden zugerufen wurde: „Klapkamarsch", „Das Vaterland", „Hunyady Laszlò", „Ragoczy", „Kossuthmarsch!" Sobald das Stichwort fiel, setzten die sämmtlichen Musiker, von denen keiner auch nur eine Note kennt, augenblicklich mit richtigem Tempo mit der verlangten Melodie ein, bis die Fütterung begann. Riesige Schüsseln mit gebratenen Hühnern, mächtige Krüge und Calebassen mit Wein wurden den wackeren Fiedlern vorgesetzt, der Inhalt verschwand mit fabelhafter Schnelle. Speisen und Getränke vertilgten die braunen Burschen in Massen, ausreichend, um in meiner Heimath alle Gäste eines Geheimrathsballes mit den eingeladenen Lieutenants und Referendarien satt zu machen.

Auf den Bergen wurde indeß ein Feuerwerk improvisirt, die Raketen flogen mit den „Eljen's" um die Wette in die Luft, wieder begann Musik und Tanz, bis die Morgenstunde zum Aufbruch mahnte. Aber auch da verstummte die erstere nicht, die unermüdlichen Zigeuner spielten ihre Weisen fort und fort, nicht der holprige Weg, nicht der schwere Wein in den Köpfen hinderte sie an der Ausübung ihres Berufes. Die

stillen Straßen der Stadt riefen sie wach mit ihren Tönen, Ständchen wurden hier und dort improvisirt, bis man das letzte Haus der Heimkehrenden erreichte, und die Unermüdlichen reich beschenkt, mit „Eljen" entlassen wurden. So lebt der Zigeuner=Musiker in Ungarn, täglich angestrengt, aber mit reichem Lohn, besser als mancher vielbezahlte Concertist in Deutschland, ein unentbehrliches Möbel in jeder frohen Gesellschaft.

Ich aber werde des frohen Abends eingedenk sein, als eines Lichtpunktes auf meiner Fahrt in Ungarn, und bei der Erinnerung an denselben stets leise rufen: „Eljen Bedö, Eljen Rusky!"

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.

In demselben Verlage ist erschienen:

Papst Ganganelli.

Ein historischer Roman

von

Karl Frenzel.

3 starke Bände. Auf feinstem Velinpapier. Eleg. geh. Preis 4⅔ Thlr.

Dieser Roman des berühmten Verfassers schildert eine der merkwürdigsten Begebenheiten des 18. Jahrhunderts: die Aufhebung der Jesuiten. Ein Papst vernichtete diesen der Freiheit und der Aufklärung gefährlichsten Orden. Bis auf den heutigen Tag haben die wunderlichsten und seltsamsten Sagen sich über dies Ereigniß und die Person Ganganelli's erhalten. In Frenzel's Roman tritt uns nun, in einer ebenso spannenden wie poetischen Romanfabel, diese Thatsache und die edle Gestalt des Papstes, eines echten Priesters und Vorkämpfers geistiger Freiheit, in ihrer Wahrheit entgegen. Der Hintergrund des großartigen Gemäldes, das sich in diesen Büchern entrollt, beruht auf strengen und eingehenden Studien: die Intriguen des Ordens, die Bemühungen ihrer Gegner, die römische Gesellschaft jener Zeit, werden trefflich charakterisirt. Vor allem verdient hier die Schilderung der Jesuiten Beachtung. — Aus unscheinbaren Anfängen erhob sich Lorenzo Ganganelli, ein armer Franziskanermönch, durch Tugend und Gelehrsamkeit zur höchsten Stellung in der Christenheit. Auf dem Stuhl des heiligen Petrus bewahrte er die Sittenstrenge, die Menschenfreundlichkeit und Milde, die ihn schon im Kloster und später als Cardinal ausgezeichnet. Aus ganz Europa strömten die Menschen zusammen, ihn zu bewundern. Er hatte etwas von der Frömmigkeit und der Güte der Apostel; seinem Jahrhundert war er das Ideal eines Priesters. — Das anziehende und glänzende Bild, das Frenzel uns von ihm giebt, wird alle Leser mit Bewunderung und Theilnahme für diesen seltenen und guten Mann erfüllen. Wohl kann man Ganganelli mit Recht zu den „Männern des Volkes" rechnen. Ein Hauptvorzug dieses Romans dürfte es sein, daß er die historischen Thatsachen harmonisch mit den Erfindungen der Phantasie verschmilzt und dem Leser niemals statt einer gebildeten Unterhaltung und poetischen Anregung eine trockene Abhandlung über Zustände und Menschen bietet. Alles ist hier im Gegentheil frisches und farbiges Leben, mag uns nun das erste Auftreten Ganganelli's, ein Volksaufstand oder ein römisches Gartenfest geschildert werden. Was die Kritik einstimmig als den Vorzug Frenzel's hervorgehoben hat: eine meisterhafte Entwickelung seelischer Zustände und Conflicte und eine stets lebendige und im sprachlichen Ausdrucke musterhafte Darstellung zeichnet auch dies Werk in hohem Grade aus.

Im demselben Verlage sind nachstehende neue interessante belletristische Werke erschienen:

Bölte, Amely, Moderne Charakterköpfe. 3 Bde. Eleg. geh. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Bucher, Lothar, Bilder aus der Fremde. Für die Heimath gezeichnet. Zweiter Band: **Die Londoner Industrie-Ausstellung 1862.** Eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Frenzel, Dr. Karl, Papst Ganganelli. Historischer Roman. 3 Bde. Eleg. geh. 1864. Preis 4 Thlr. 20 Sgr.

Hesekiel, George, Frau Schatz Regine. Historischer Roman. 2 Bde. Eleg. geh. 1864. Preis 3 Thlr.

Retcliffe, Sir John, Zehn Jahre! Zweiter Abschnitt von Villafranca. Historisch-politischer Roman. 4 Bde. Preis 8 Thlr.

Winterfeld, A. von, Die Wohnungssucher. Komischer Roman. 2 Bde. Eleg. geh. mit illustrirtem Umschlag. 1864. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

— — **Geheimnisse einer kleinen Stadt.** Komischer Roman. 2 Bände. Eleg. geh. mit illustirtem Umschlag. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

— — **Der Lieutenant Falstaff** und wie es ihm bei den Damen erging. Soldaten-Humoreske. Mit illustrirtem Umschlag. Eleg. geh. Preis 15 Sgr.

— — **Das Käthchen aus der Kirchgasse.** Militair-Humoreske. Mit illustrirtem Umschlag. Eleg. geh. Preis 15 Sgr.

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wallner, Franz,

Rückblicke auf meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse an und ausser der Bühne

Berlin 1864

Biogr. 3073 p
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068704-6